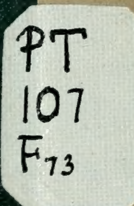


Frank, Erich
Rezensionen



Sitzungsberichte
der Heidelberger Akademie der Wissenschaften
Stiftung Heinrich Lanz
Philosophisch-historische Klasse
Jahrgang 1912. 1. Abhandlung.

Rezensionen über schöne Literatur von Schelling und Caroline

in der Neuen Jenaischen Literatur-Zeitung

von

ERICH FRANK
in Heidelberg

Eingegangen am 12. Februar 1912

Vorgelegt von Wilh. Windelband



Heidelberg 1912
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Nr. 743.

Sitzungsberichte
der Heidelberger Akademie der Wissenschaften
Stiftung Heinrich Lanz
Philosophisch-historische Klasse
Jahrgang 1912. 1. Abhandlung.

Rezensionen über schöne Literatur von Schelling und Caroline in der Neuen Jenaischen Literatur-Zeitung

von

ERICH FRANK
in Heidelberg

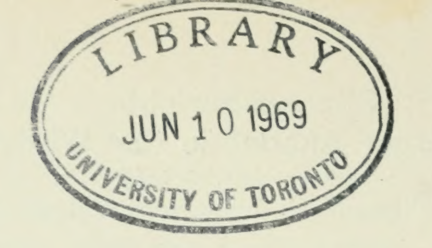
Eingegangen am 12. Februar 1912

Vorgelegt von Wilh. Windelband



Heidelberg 1912
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Nr. 743.



Inhalt.

Während Schelling auf der Höhe seines philosophischen Ruhmes stand, wußten wohl nur wenige unter den Zeitgenossen von seinen dichterischen Produktionen, zu denen zu bekennen er sich Zeit seines Lebens gesträubt hat. Daß sich unter dem Pseudonym Bonaventura im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach vom Jahre 1802 der bekannte Philosoph verberge, das mag noch verhältnismäßig früh auch zu einem weiteren Kreise gedrungen sein; wenigstens liest man diese Angabe, wie Franz Schultz (Der Verfasser der Nachtwachen, S. 185), festgestellt hat, schon seit dem Jahre 1818 in den gebräuchlichsten literarischen Nachschlagewerken der Zeit. Aber selbst eine so eigenartige und bedeutende Schöpfung wie das „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens" ist als Ganzes und als Schellings Werk erst lange nach seinem Tode bekannt geworden. Angesichts dieses Dunkels, das Schelling über die Herkunft seiner dichterischen Versuche mit Geschick zu breiten verstanden hat, lag von vornherein der Verdacht nicht fern, daß noch andere Beweise seiner Beschäftigung mit der schönen Literatur existieren möchten, von denen man noch nichts weiß. Aus der Zeit bis 1803 könnte dies nun kaum sein. Denn bis dahin sind wir durch die Briefe an A. W. Schlegel[1]), den Schelling in allen literarischen Dingen ins Vertrauen und zu Rate zog, wohl über den ganzen Kreis seiner künstlerischen Pläne und Arbeiten unterrichtet. Aber mit dem Jahre 1803 versiegt diese Quelle, und von da an sind wir nur auf sehr spärliche Andeutungen in den Briefen Schellings und Carolinens angewiesen, die nicht hinreichen, jenes Dunkel völlig zu zerstreuen. So konnte es kommen, daß man Schelling lange für den Verfasser jenes, von einem merkwürdigen Geheimnis umgebenen Buches gehalten hat, das zur Michaelismesse 1804 im Verlage von Dienemann in Penig unter dem Titel „Nachtwachen von Bonaventura" erschienen ist, und das man wohl ohne Übertreibung eines der genialsten Produkte der Romantik nennen darf. Aber wenn auch

[1]) Die Briefe Schellings an Schlegel haben sich ziemlich vollständig im Schlegelschen Nachlaß vorgefunden; jetzt in der Kgl. öfftl. Bibliothek zu Dresden (Bd. 20).

der Versuch, den neulich Franz Schultz gemacht hat (a. a. O. S. 199—328), dies Werk dem guten Friedrich Gottlob Wetzel zuzuschreiben, wohl niemanden, der die Schriften dieses untergeordneten Geistes kennt, überzeugen wird, so sticht doch andererseits der sinnlichbewegte Stil der Nachtwachen so sehr von Schellings sonst bekannter Prosa ab, — die, so geistvoll sie auch stets konstruiert, doch nie die Ruhe der Abstraktion verliert — daß man sich nicht leicht dazu verstehen kann, sie dem Philosophen zuzutrauen.

Die interessante Auflösung dieses literarhistorischen Rätsels wollen wir uns jedoch für einen andern Ort (Germanisch-Romanische Monatsschrift 1912) aufsparen und uns hier damit begnügen, eine viel bescheidenere literarische Mystifikation Schellings und Carolinens, als es die „Nachtwachen" wären, aufzudecken. So wird man immerhin die belletristischen Rezensionen nennen dürfen, die in den Jahren 1805—1809 in der Jenaischen Literatur-Zeitung erschienen und als deren Verfasser Schelling und Caroline bis heute unerkannt geblieben sind[2]), trotzdem manche von ihnen kein gewöhnliches Aufsehen zu ihrer Zeit hervorgerufen haben. Und diese Beurteilungen ragen in der Tat so sehr durch ihren Geist, ihren Humor, ihre Einsicht und ihren Witz hervor, daß sie noch heute, wo die besprochenen Bücher zum Glück längst verschollen sind, eines gewissen Interesses sicher sein können.

Daß noch unbekannte Rezensionen von Schelling existieren müßten, war durch die Stelle eines Briefes, der sich bei Plitt „Aus Schellings Leben in Briefen" II, 83 abgedruckt findet, nahegelegt. „Die Rezension", schreibt hier Schelling am 2. April 1806 an Eichstädt, den Redakteur der neuen Jenaischen Literatur-Zeitung, „wird, wie ich hoffe, ihren Bemerkungen entsprechen. Ich muß mich unverständlich ausgedrückt haben, da sie einen Aufsatz über den bewußten Autor erwarteten." Aber von dieser Rezension wissen wir nichts; und wie sie herausfinden, wo die Beiträge der Literatur-

---

[2]) Allerdings mit einer Ausnahme: WAITZ hat in seiner Ausgabe der Caroline-Briefe (Bd. I Vorbemerkungen, S. V, und Bd. II, S. 378) schon die Rezension in Nr. 107 der Jenaischen Literatur-Zeitung v. J. 1805 über Varnhagen und Chamissos *Musenalmanach* richtig Carolinen beigelegt und die Vermutung Varnhagens (Chamissos Werke, V = Briefe, I, 70, A), „der Verfasser sei ein Herr von Jariges", zurückgewiesen. Trotzdem findet sich aber diese falsche Angabe noch bei Goedecke, VI, § 291, 1, 3 (ebenso in dem Neudruck des Musenalmanachs 1806 von L. Geiger, S. XII). Von der Beurteilung der *Erzählungen* von Kotzebue und Eberhard heißt es ebenda nur kurz, daß sie handschriftlich vorliegt.

Zeitung nicht mit Namen, sondern mit Chiffern unterzeichnet sind, die noch dazu, um das Geheimnis der Verfasserschaft strenger zu wahren, oft geändert wurden? Zwar wissen wir, daß Schelling seine Rezensionen in der Regel mit Π-χ-ν zeichnete[3]), aber beim Durchblättern der Zeitungsnummern aus den in Betracht kommenden Monaten fand sich keine Beurteilung unter diesem Zeichen — aber es fand sich etwas anderes: in Nr. 96 und 97 vom 16. und 17. April 1806, also gerade in der Zeit, in der man die gesuchte Rezension vermuten würde, steht eine mit Κλ. unterschriebene Besprechung von Fichtes „Wesen des Gelehrten", deren geistreiche Polemik und überlegene Ironie schon Goethe auf einen vorzüglich gebildeten Geist schließen ließ (Weimarer Ausgabe Abt. IV Nr. 5191). — Sollte das etwa die gesuchte Rezension sein? Diesen Verdacht haben wir in unserer Ausgabe von Fichtes „Seligem Leben" ausgesprochen. In der Tat diese „im schönen Gleichmaß von Billigkeit und Einsicht gehaltene Besprechung" könnte ihrer sprachlichen Form, wie ihrer philosophischen Tendenz nach gut von Schelling sein; und kein geringerer Zeuge als Fichte selbst ließe sich dafür anführen, der dies für bestimmt angenommen und Schelling sogar öffentlich in nicht mißzuverstehenden Worten (in der 2. Beilage der im Mai 1806 erschienenen „Anweisung zum seligen Leben" [4]) der Verfasserschaft bezichtigt hat. Und doch stand dieser Vermutung, wie schon damals betont wurde, vieles entgegen. Nicht nur, daß von Personen, die man für eingeweiht in das Redaktionsgeheimnis halten mußte, mit aller Bestimmtheit der Historiker Heinrich Luden als Verfasser genannt wurde; schwerer fällt vielleicht noch ins Gewicht, daß in derselben Zeitung bald darauf (in der Nr. vom 26. und 27. Juni) der ersten eine zweite Besprechung von Fichtens Buch folgte, die nun ohne Zweifel von Schelling selbst verfaßt und auch mit den Initialen

---

[3]) Plitt, II, 104 (vgl. *WW.*, I, 7, 498ff. = Jenaische Literatur-Zeitung 1807, Nr. 58, 59); die andere von Plitt angeführte Chiffre P-p-s. gehört nicht Schelling, sondern Schleiermacher. Johannes von Müller zeichnete mit Ths. (Thukydides), Goethe und die anderen Weimarer W. K. F. (Weimarer Kunstfreunde), Reinhold mit Dr., der Historiker Luden mit Δ ϑ. usw. Die Chiffre K/L gehört nicht Luden, wie Biedermann und die Weimarer Goethe-Ausg. IV, Bd. 22, S. 468, meint, sondern einem Koethe in Lübben. Das Zeichen Carolinens: Bff. ist wohl *B*öhmer-*S*chlegel-*S*chelling zu lesen.

[4]) Diese 2. Beilage ist in den „Sämtlichen Werken" fortgelassen. Abgedruckt ist sie erst wieder in der neuen Ausgabe von Fichtes Werken von F. Medicus, Bd. V, S. 286ff., und in des Verf. Ausgabe der „Anweisung zum seligen Leben", Jena 1910, S. 222ff.

seines Namens unterzeichnet ist und in der Schelling in einer so außerordentlich lobenden Weise der ersten Beurteilung Erwähnung tut, daß es kaum zu verstehen wäre, wenn sie auch von ihm herrührte. Aber ein gewisser Verdacht mußte trotz allen diesen entgegenstehenden Gründen so lange an Schelling haften bleiben, als man nicht mit aller Bestimmtheit die Rezension nachgewiesen hatte, die Schelling im Frühjahr 1806 der Redaktion eingesendet haben muß. Indes aus dem uns damals allein vorliegenden gedruckten Material ließ sich diese Frage nicht entscheiden.[5]) Aber dank einer glücklichen Fügung oder vielmehr der klugen Voraussicht Goethes, des Gründers und des eigentlichen Leiters der Literatur-Zeitung — wenigstens während der ersten Jahre ihres Bestehens —, sind uns noch die gerade für die Entscheidung unserer Frage wichtigsten Stücke des Redaktionsarchivs erhalten. Denn Goethe hatte in weisem Vorbedacht künftiger Neugier alle auf die Literatur-Zeitung bezüglichen Akten in größter Ordnung verwahren lassen, „denn vielleicht," meinte er („Tag- und Jahreshefte" 1803 Weimarer Ausgabe 35, 154), „ergötzen sich unsere Nachkommen an dem Hergang der für uns wenigstens höchst bedeutenden Begebenheit". Diese Akten sind jetzt im Weimarer Goethe- und Schillerarchiv; ein anderes Stück der Redaktionspapiere befindet sich in der Jenaischen Universitätsbibliothek: es sind das die alten Meßkataloge, nach denen von der Redaktion die Verteilung der eben erschienenen Bücher an die verschiedenen Rezensenten vorgenommen wurde. Jedem Buche ist da die Nummer des Rezensenten, das Datum, an dem die Rezension

[5]) A. a. O. (S. 249f.) mußte darum der Verf. diese Frage noch offen lassen. Wenn dort gesagt ist, daß man „im Weimarer Kreis, den man doch für eingeweiht halten sollte, den Jenenser Historiker Heinrich Luden als den Verfasser" der Rezension nannte, so stützte sich diese Behauptung weniger auf die Stelle eines Briefes Schleiermachers an Brinckmann (Aus Schleiermachers Leben, IV, 129), die nur von Gerüchten redet, als auf ein noch ungedrucktes Schreiben des Geh. Rat Voigt an Eichstädt vom 26. April 1806, aus dem Biedermann in seiner Ausgabe der Briefe Goethes an Eichstädt, S. 290, folgendes Stück mitteilt: „Ich erhielt heute e. Besuch v. d. Hrn. Geh. R. v. Goethe. Da er die Fichtische Recension sehr lobte, so sprach ich üb. deren Verfasser u. producirte das eben bei mir liegende 58. Stück der Götting. Anzeigen" (dort ist Ludens „Hugo Grotius" rezensiert), „mit Erwähnung der Absicht, die man seinetwegen hege. Er war damit überaus zufrieden." Daraufhin wurde dann Luden noch im Mai 1806 als Prof. extr. nach Jena berufen (Acta Academica der Univ. Jena, Loc. II, Fach 58, Nr. 638). Aus den Akten der Literatur-Zeitung ergibt sich denn tatsächlich, daß Luden jene Rezension wenigstens eingesendet hat.

eingegangen, und die Stelle, wo sie abgedruckt ist, mit um so größerer Gewissenhaftigkeit beigeschrieben, als nach diesen Aufzeichnungen offenbar die Verrechnungen erfolgten. Ein Rezensentenverzeichnis löst die Bedeutung dieser Nummern auf: so ist z. B. mit 1 Goethe, mit 4 Schiller, Schelling aber mit 409 gemeint. Fast alle bedeutenden Namen jener Zeit finden sich in diesem Katalog. Nur Hegel fehlt. Auch er war von Goethe zur Teilnahme aufgefordert worden (Br. vom 15. Dez. 1803 Weimarer Ausgabe XVI, 4779). Aber die Proberezension, die er einsendete, stellte Goethe nicht zufrieden, und seither hat Hegel nichts mehr beigetragen.

Aus diesen Belegen[6]) ergibt sich nun, wohl zur allgemeinen Überraschung, daß die in jenem Brief von Schelling erwähnte Rezension eine Besprechung von A. v. Kotzebues „Kleinen Romanen, Erzählungen usw." gewesen ist. Aber nicht genug damit. Bei weiterer Nachforschung kamen noch eine ganze Reihe ähnlicher Beurteilungen ans Tageslicht, die alle in den Akten unter dem Namen Schelling gehen. Aber darum müssen sie noch keineswegs auch alle von ihm selbst verfaßt sein. Eine eingehendere Untersuchung konnte vielmehr mit Bestimmtheit feststellen, daß ein großer, ja der größere Teil derselben Carolinen zuzuweisen ist. Mit diesen Rezensionen hat es nun eine eigene Bewandtnis. Schon am 20. Juni 1804 hatte sich Eichstädt an Schelling mit der Bitte gewandt, ihm einen tüchtigen Mitarbeiter im Fache der schönen Literatur zuzuweisen. Die Belletristik, das war überhaupt für den Redakteur der Literatur-Zeitung eine böse Sache! Schon in den ersten Monaten des Bestehens der neuen Zeitung mußte Eichstädt Goethe sein Leid klagen, wie schlimm es sei, „daß zu den gewöhnlichen Produkten der sogenannten Belletristik vorzügliche Rezensenten sich nicht verstehen, und jene Produkte gleichwohl angezeigt werden müssen, schon der Verleger ha(l)ber".[7]) W. Schlegel, von dem man

[6]) Zu diesen Quellen, auf die ich durch einen freundlichen Hinweis von Herrn A. Leitzmann in Jena aufmerksam gemacht worden bin, kommen noch die ungedruckten Briefe Eichstädts an Schelling, in Schellings Nachlaß, deren Benutzung mir in dankenswertester Weise gestattet wurde. Das Studium aller dieser Akten an Ort und Stelle ist mir durch eine Unterstützung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften ermöglicht worden, für die ich auch hier meinen Dank abstatte. Vor allem ist aber der Verfasser Geh. Rat Windelband für mannigfaltige Förderung dieser Arbeit verpflichtet.

[7]) Brief von Eichstädt an Goethe v. 15. April 1804 in den im Goethe-Archiv befindlichen „*Acta, die allgemeine Jenaische Literatur-Zeitung betr.*", 1804, Vol. III, 80.

sich gerade in diesem Fache viel versprochen hatte — waren doch der alten Jenaischen Literatur-Zeitung in einem Zeitraum von nicht mehr als 4½ Jahren fast 300 Rezensionen von ihm eingesendet worden[7]) — schien anfangs die neue Zeitung im Stich lassen zu wollen. In der Tat hat er bis zum Jahre 1808 nur acht Rezensionen geliefert (von Böcking in den Werken Bd. XII, 157 ff. abgedruckt).[8]) Da schlug Goethe Schiller als Rezensenten für dieses Fach der Literatur vor (Weimarer Ausgabe IV Nr. 4958). „Mit Hilfe dieses vortrefflichen Mannes", antwortete Eichstädt, „würde freilich in dem belletristischen Fache bald und glücklich aufgeräumt werden, wenn er nur Lust und Mut genug behielte. Aber", fügte er gleich hinzu, „eigene Erfahrung flößt einiges Mißtrauen in die Beharrlichkeit ein, welches ich Schillern selbst nicht verhehlt habe." (Br. v. 22. Juli 1804 in in den „Akten" Vol. III, 129.) Dieses Mißtrauen erwies sich nur als zu berechtigt. Tatsächlich hat die Literatur-Zeitung nie einen Beitrag von Schiller erhalten. In dieser Not kam nun Eichstädt von Schelling Hilfe. Am 20. Dezember 1804 (Plitt II, 43.) schreibt er dem Redakteur: „Wegen des Mitarbeiters im Fache der schönen Literatur weiß ich keinen andern Vorschlag zu tun als diesen: Schicken sie eine Anzahl Bücher aus diesem Fache hierher an mich. Sie erhalten davon Rezensionen. Finden sie diese gut, so übernehme ich ein für alle Mal die Besorgung und kann für eine Anzahl Beyträge von derselben Hand stehen." Eichstädt willigte mit Freuden ein. Denn es war nicht schwer zu erraten, daß „der vorgeschlagene Recensent am Ende wohl eine Recensentin sein wird", (Br. an Goethe v. 30. Dez. 1804 in den „Acta"), und Caroline konnte Eichstädt als Verfasserin mancher von W. Schlegel der alten Literatur-Zeitung eingesandten Rezension nicht unbekannt sein.[9]) Und so schickte er gleich nach Empfang des Briefes eine „kleine Anzahl sogenannter belletristischer Produkte von der Expedition ab", um, wie er sich Goethe gegenüber ausdrückte, „eine Probe zu machen". (Br. Eichstädts an Goethe v. 30. Dez. 1804, Akten Vol. III, 168). Aus den Akten können wir noch feststellen, welche Bücher das gewesen sein müssen: 'Bürde', 'Calezki', 'Nathan der Weise' (Travestie),

[8]) Haym, *Romant. Schule*, S. 165. Vgl. *Schriften der Goethe-Gesellschaft*, Bd. XIII (Goethe und die Romantik), S. 142—172.

[9]) Die Rezensionen Carolinens hat Schlegel in seiner Ausgabe der „*Kritischen Schriften*" vom Jahre 1827 mit einem Sternchen bezeichnet, als die einer Frau, „welche alle Talente besaß, um als Schriftstellerin zu glänzen, deren Ehrgeiz aber nicht darauf gerichtet war".

die Zeitschrift 'Aurora' und der 'Musenalmanach von Varnhagen und Chamisso'. Schon am 22. Februar 1805 gingen die versprochenen Rezensionen ein. Nur die Beurteilung des Musenalmanachs ließ noch bis zum 2. April 1805 auf sich warten. Kein Zweifel, daß diese Besprechungen alle von Caroline verfaßt sind: Zwei von ihnen, die der 'Aurora' und die des 'Musenalmanachs', liegen uns noch handschriftlich vor und zeigen im Manuskript die charakteristischen Züge von Carolinens Hand. Aber dies allein wäre noch kein Beweis ihrer Autorschaft; denn wir wissen, daß Caroline alle Arbeiten Schellings abzuschreiben pflegte, ehe sie in den Druck kamen (vgl. z. B. Waitz, Caroline II Nr. 326 u. ö.). Und darum müßten wir von vornherein annehmen, wenn wir es auch nicht bestimmt wüßten, daß auch die von Schelling verfaßten Rezensionen von Caroline abgeschrieben waren. So erfahren wir zufällig aus Waitz, Bd. I, S. V, daß die Beurteilung der „Erzählungen von Kotzebue und Eberhard“ noch von Carolinens Hand geschrieben vorliegt, nur „mit einem Zusatz von Schelling“; — und doch ist sie sicherlich ganz von Schelling selbst verfaßt. Zwar verpflichtete § 5, Punkt q des Kontraktes, den jeder Rezensent und so auch Schelling hat unterschreiben müssen, ausdrücklich dazu, „jede Recension von des Herren Recensenten eigener Hand, jedoch ohne seines Namens Unterschrift einzusenden,“ aber ebenso ausdrücklich war Schelling von dieser Bestimmung befreit worden: „Lassen sie immer die Recensionen schreiben oder abschreiben, so wie es ihnen gefällt;“ schreibt Eichstädt an Schelling am 6. März 1807, „ich glaube die Handschrift zu kennen, und ich weiß, daß diese geistvollen Züge von einer Hand herrühren, welche das letzte tut, weil sie auch das erste vermag“.[10]) Somit ist für die Frage, ob eine Rezension von Schelling oder Caroline ist, die Tatsache ohne Bedeutung, daß sie von Carolinens Hand geschrieben ist; deshalb kann sie noch immer von Schelling verfaßt sein. Diese Frage läßt sich vielmehr nur durch Beobachtung des Stiles endgültig entscheiden; und das ist nicht schwer. Denn die abstrakte, und doch immer klar gegliederte Sprache des Philosophen mit dem logisch geschlossenen Aufbau der Gedanken scheidet sich so deutlich von den leichten und schalkhaft-graziösen Sätzen Carolinens, daß es uns sogar gelungen ist, in einer von Caroline und Schelling gemeinsam verfaßten Rezension mit aller Bestimmtheit die Stelle (unten S. 39) zu zeigen,

[10]) Ungedruckt im Schellingschen Nachlaß.

wo der Schellingsche Text aufhört und der Carolinens anfängt. Da aber der Beweis für die Richtigkeit unserer Zuweisung der einzelnen Rezensionen an Caroline und Schelling uns hier zu sehr ins einzelne führen würde, so haben wir ihn lieber bei Gelegenheit der Erläuterung der einzelnen Stücke gebracht.

Dagegen möchte ein Wort über den allgemeinen Charakter der neuen Jenaischen Literatur-Zeitung nicht unwillkommen sein. Wer heute diese Zeitung, von der täglich — mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage — eine Nummer von einem halben Bogen erschien und in der nichts anderes als Rezensionen stehen, durchblättert, der wird es kaum verstehen, wie ein solches Blatt überhaupt sich erhalten konnte; und doch konnte es nicht nur dies, ihr Redakteur ist sogar reich an ihr geworden und konnte, als er starb, nicht weniger als fünf Rittergüter seinen Erben hinterlassen (vgl. Biedermann, Goethes Briefe an Eichstädt. Einleitung S. XXII). Dabei waren die Honorare der Mitarbeiter für die damaligen Verhältnisse keineswegs niedrig. Ein Rezensent erhielt für jeden Bogen einer Rezension „17½ Rhein. Taler Conventionsfuß",[11]) ein Korrespondent für den Bogen der im „Intelligenzblatt" zu veröffentlichenden Korrespondenzen 10 Taler, so daß man versteht, wie damals die Literaten im wahren Sinne des Wortes vom Rezensieren leben konnten. Um die Bedeutung dieser Zeitung für ihre Zeit recht zu begreifen, müssen wir eben bedenken, daß jenem Geschlechte die Literatur etwa das geworden war, was uns heute die Politik ist, und daß die literarischen Ereignisse und Streitigkeiten das allgemeinste und lebhafteste Interesse des Publikums hervorrufen konnten.

Die alte Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung hatte nun eine ganz besondere Bedeutung dadurch erlangt, daß sie unter den Redakteuren Schütz und Hufeland seit dem Jahre 1785 zum Organ der kantischen Schule geworden war. Darin lag der Grund ihres großen

[11]) *„Acta, die Stiftung einer Neuen Allgemeinen Literatur-Zeitung zu Jena betr."*, 1803, Vol. I, 56; vgl. Wuttke, *Die deutschen Zeitschriften*, 1866. S. 27: „Die (scil. alte) Jenaer Literatur-Zeitung entrichtete für den Druckbogen 3 Friedrichsd'or, was bei dem Geldwert im vorigen Jahrhundert ein ansehnlicher Geldlohn war; denselben Satz bezahlte die allgemeine Literatur-Zeitung in Halle noch in den vierziger Jahren". — Die Gesamtkosten des ersten Jahres der neuen Literatur-Zeitung sind von Eichstädt in einer Eingabe an Goethe (Akten, Vol. I, 56) auf 10000—12000 Taler berechnet worden, wovon allein auf Rezensenten-Honorare 2738.12 Taler entfielen (auf Druckkosten: 1229.20, Buchbinder: 290, Post: 400, Intelligenzblatt: 592,12, Korrektur: 195,20).

Ansehens, darin aber auch der ihres späteren Verfalls. Denn indem diese Zeitung am starren Kantianismus selbst in einer Zeit noch festhielt, wo die Philosophie durch Fichte und Schelling schon längst über diesen engen Standpunkt hinausgeführt worden war, mußte es notwendig zum Bruche gerade der kräftigsten und hoffnungsvollsten Talente mit ihr kommen. Haym hat ausführlich den Streit Schlegels und Schellings mit der Literatur-Zeitung erzählt. (Romant. Schule, S. 729 ff.) Die Folge des Abfalles der Führer war, daß sich die ganze romantische Schule von der Zeitung abwandte, und nun ging es schnell mit ihr bergab. Da glaubte der Redakteur Schütz den drohenden Verfall durch eine Verpflanzung des Blattes nach Halle aufhalten zu können. Das wäre ein schwerer, vielleicht nicht zu verwindender Schlag für die Universität Jena gewesen, die durch den Weggang so vieler bedeutender Männer wie Fichte, Schelling, Hufeland u. a. in den letzten Jahren schon schwer genug geschädigt worden war. Als daher Goethe von dem Vorhaben der Redaktion, die Zeitung nach Halle zu verlegen, Kenntnis erhielt (Ende August 1803), setzte er gleich alles in Bewegung, um den heimtückischen Plan zu durchkreuzen. Seiner energischen Klugheit und wohl vor allem dem Gewicht seines Namens gelang es denn in der Tat wider aller Erwarten, in wenig mehr als drei Monaten in Jena eine neue Literatur-Zeitung zustande zu bringen; und als am 1. Januar 1804 die alte Literatur-Zeitung in Halle zu erscheinen anfing, da konnte auch schon die erste Nummer der neuen „Allgemeinen Literaturzeitung“ in Jena ausgegeben werden. Goethe hat in seinen Tages- und Jahresheften den ganzen Hergang anschaulich erzählt. Das erste aber war gewesen, daß Goethe die Verbindung gerade mit den beiden Häuptern der romantischen Schule, deren Abfall die eigentliche Ursache für den Niedergang der alten Zeitung gewesen war, mit W. Schlegel und Schelling, wieder anknüpfte. Hatte die alte Zeitung die kantische Philosophie auf ihren Schild gehoben, so sollte die neue, um sich deutlich von dieser abzuscheiden, sich der Philosophie Schellings annehmen (vgl. Steffens, „Was ich erlebte“, Bd. V, S. 11 ff. und der Briefwechsel Goethes mit Schelling, Schlegel und Steffens in „Schriften der Goethe-Gesellschaft“, Bd. 13). Die neue Zeitung hatte darum ursprünglich mit einer Rezension über Schellings Naturphilosophie von eben demselben Steffens eröffnet werden sollen[12]), von dem die alte

[12]) Die Rezension erschien allerdings durch die Saumseligkeit von Steffens erst in den Nummern vom 1. Mai und 10. Juni 1805.

Literatur-Zeitung eine Rezension über Schellings naturphilosophische Schriften zurückgewiesen und damit den Anlaß zum Bruche Schellings mit ihr gegeben hatte.[13]) Demonstrativer hätte der von der alten ganz verschiedene Charakter der neuen Literaturzeitung nicht betont werden können. Daß nun schließlich die Zeitung doch nicht in dem Maße ein Ausdruck der neuen romantischen Bewegung wurde, wie Goethe es ursprünglich offenbar beabsichtigt hatte, daran dürfte der Redakteur Eichstädt schuld gewesen sein, der von seinem mehr merkantilischen Standpunkte aus es nicht für ratsam hielt, daß die Literaturzeitung sich nach einer bestimmten Richtung hin festlege. So wußte er es gleich anfangs bei Goethe durchzusetzen, daß neben Schelling auch dessen Gegner Reinhold als Rezensent im philosophischen Fache angenommen wurde[14]), „weil die andere Partey auch in Leipzig recht geflissentlich das Gerücht verstreut hat, daß unsere Zeitung nur die Schellingische Philosophie predigen werde" (ungedruckt im Goethe-Schiller-Archiv, „Akten" Vol. II). Aber trotzdem wird man einer Zeitschrift, zu deren bedeutendsten Mitarbeitern (neben Goethe, Johannes von Müller, Voß und Reinhold) Schelling, Caroline, W. Schlegel, Schleiermacher, Steffens, Creuzer, Savigny, Solger, Baader und Oken gehörten, den romantischen Charakter — wenigstens in den ersten Jahren ihres Bestehens — nicht ganz absprechen können.[15])

[13]) S. Schelling, *WW.*, I, 3, S. 635—658 — *Zeitschrift f. spekulative Physik*, 1800, Bd. I, 49—99; an dieser letzten Stelle hat auch die erste Rezension Steffens' ihren Platz gefunden. Vgl. Kuno Fischer, *Schelling*, Heidelberg 1902³, S. 85—90.

[14]) Reinhold besprach in Nr. 106 v. 4. Mai 1805 Müllers Lehre vom Gegensatz, in Nr. 279f. v. 21f. Nov. 1801 Fichtes sonnenklaren Bericht, in der Nr. 94 v. 19. April 1804 Köppen „Schellings Lehre", in Nr. 7 1812 Fichtes Wissenschaftslehre u. a.

[15]) Indessen hat Bobeth in seinem interessanten Buche über die „*Zeitschriften der Romantik*", Leipzig 1911, die neue Jenaische Literatur-Zeitung nicht ausführlicher behandelt, offenbar, weil er sich auf das Material der Veröffentlichungen der Bibliographischen Gesellschaft über diesen Gegenstand hat beschränken wollen.

I. Rezensionen Schellings.

1. Jenaische Allgemeine Literaturzeitung Nr. 82 (7. April) 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Kummer: *Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miscellen,* von *August von Kotzebue.* Erstes Bändchen. 1805. 114 S. kl. 8. Nebst Titelkupfer.

Mit der Gewandtheit des Hr. *v. Kotzebue* weiß man jede Form oder Unform für die Unterhaltung des Publicums zu benutzen: wir haben diesesmal ein geistreiches Vademecum von ihm erhalten, dessen obigem Zweck diese Anzeige gern durch eine kurze Darlegung des Inhalts beförderlich ist. Von Kritik kann dabey wenig die Rede seyn. Es ist schon lange her, daß dieser Schriftsteller ihr keine Seite mehr bietet, es sey denn die Spitze, wovon auch die vorliegende Sammlung, in welcher er manchen Zug seiner Persönlichkeit niederlegte, direct und indirect ein Beweis ist. Wir finden sogar eine Stelle wo er mit „einem Freymüthigen" droht. Es ist jedoch keinesweges Furcht, wenn wir bey dieser schicklichen Gelegenheit im Allgemeinen anerkennen, daß Hr. *v. K.* seine gänzliche Vollendung wirklich so gut wie erreicht hat. In Absicht mancher Eigenschaften war er vielleicht von jeher perfect zu nennen; in anderen zeigte er eine ebenso geschmeidige wie unermüdliche Perfectibilität. So ist es unter anderen auffallend, wie sehr er, seit seiner Aufnahme in eine Akademie der Wissenschaften, als Gelehrter Fortschritte zu machen und das Reich seiner Kenntnisse zu erweitern, bemüht ist. Kaum findet die Menge derselben noch Raum genug, sich zu ergießen; er muß immer wieder neue Wege der Mittheilung suchen. In früheren Jahren schien er ein solches Fundament einigermaßen zu vernachlässigen, und alles Gelingen gleichsam auf glückliche Karten zu setzen; jetzt aber strebt er offenbar auch die Gründlichkeit nachzuholen und ein solides Spiel zu spielen, wobey er denn doch das ganze leichte Wesen eines angenehmen Wagehalses beybehält. Wir glauben ihm den Weg, den er bey seinen Studien nimmt, abgemerkt zu haben. Es ist einestheils der, welchen auch wohl andere nicht verschmähten, um den Vorrath des Stoffes für ihre witzigen Combinationen zu vermehren, nämlich Lectüre von allem, was ihnen unter die Hände kommt, und, vor allen Dingen, von Charteken. Auch diese können irgend eine Thatsache, eine Tollheit, eine Anregung enthalten, aus denen ein *Jean Paul* z. B. elektrische Blitze zieht, so gut wie ein Physiker aus Pech und Hasenfellen. Außerdem begegnet es aber dem Hr. *v. K.* weit öfterer, das wirklich Erlesene und Vortreffliche, über welches er geräth, ebenfalls nur wie Charteken gebrauchen und ausziehen zu wollen, was denn ein umgekehrtes Resultat giebt. Im Ganzen erlauben wir uns seine gesammte Art zu studiren als eine, wiewohl höchst edle, Art des Lumpensammelns zu betrachten, wobey der Ertrag, ohne Sonderung, in Eine Masse verarbeitet wird, und das Papier gleich bedruckt zum Vorschein kommt. Zuweilen stellt er sogar persönliche Wanderungen zu diesem Behuf an. Wer hat nicht die Mannichfaltigkeit der christlichen und heidnischen Notizen sammt den Kunstansichten bewundert, welche auf seiner letzten Reise

von ihm gesammelt wurden? — Eine andere Bemerkung ist die, daß, seit Einige — unseres Bedünkens nach sehr ungeschickt, insofern sie den Ruhm des Hr. *v. K.* unterdrücken wollten, — denn dieser ist dadurch nur glänzender aus der Asche, die er selbst einmal büßend auf sein Haupt gestreut hatte, emporgestiegen — seit also Einige sich es einfallen ließen, Witz über ihn zu haben, ist er seiner Seits im Witz unendlich vorwärts gegangen ; er hat ihn sowohl in mehrere Zweige ausgebildet, als auch mehr Leben und Schalkheit darin gewonnen. An Keckheit, seinen Gegenstand zu unternehmen, hat es ihm bekanntlich nie gefehlt ; im rechtem Schwunge der Ausführung durfte er jedoch zunehmen, und hat es so sehr gethan, daß man bekennen muß : er ist gegenwärtig oft bis zum Verzweifeln witzig. Die Form der *Erzählung* und der *Fragmente* ist diejenige, welche er zu dem Ende am meisten cultivirt. — Endlich müssen wir auch die Consequenz loben, zu der er gediehen ist. Denn, wenn eine noch so gesunde Urtheilskraft schwanken, sich von Vorliebe, Abneigung oder Laune irgend einmal verführen lassen kann, aus der Bahn zu schweifen, so ist Hr. *v. K.* aller Phantasie zum Trotz, die man bey ihm voraussetzen darf, über gewisse Dinge unerschütterlich und unbestechlich ; sein Abscheu ist constant, sobald es auf das sogenannt-wahrhaft Große und Gute, das Geheiligte, das Tiefsinnige ankommt. Er verfolgt es vom Höchsten an bis auf die letzte Spur, bis zu den schwächsten Bemühungen, und dergestalt, daß es augenscheinlich nicht die Schwachheit, sondern die Bemühung ist, welche ihn reizt. Wir können dieses alles zwar nur mit Wenigem hier andeuten, die Belege dazu aber werden sich beym Durchblättern dieses reichen Vorrathes finden. — Er ist unter folgende Abschnitte gebracht : Roman, Erzählungen, Anekdoten, Miscellen. Das erste Buch eines Romans in zwey Büchern, *des Pfarrers Tochter*, führt eine scherzhaft gefühlvolle oder eine gefühlvoll scherzhafte Geschichte bis an den Wendepunkt, wo die schöne Pfarrerstochter an einen eitelen, jungen Mann in der Residenz verheyratet und beynahe von seiner Schwachheit angesteckt, im Kampf begriffen ist, ob sie zur Weihnachtszeit den alten Vater auf dem Lande besuchen oder einen glänzenden Aufzug auf einer Maskerade, als Siegesgöttin, mitmachen soll. Was wird die arme Frau thun, den Sieg vorstellen oder den Sieg davon tragen? Sie hat, wie es scheint, eine ganz unschuldige Freude am Bewundertwerden ; man sollte sie nicht so hart auf die Probe stellen, bey der es ihr gehen könnte, wie dem Nachtwandler, der erst fällt, wenn man ihn auf seine Schritte aufmerksam macht. Auf diese Weise wird die Sünde recht herbeygelockt, und das Übel liegt hier hauptsächlich doch nur darin, daß die Frau einen gar unverständigen Mann hat, ob ihm gleich ein „heller Kopf" zugeschrieben wird. Indessen ist diese, auf ein freundliches Glatteis geführte, Tugend schwerlich der eigentliche Kern der Geschichte, sondern er liegt so zu sagen in der Schaale, in der Behandlung und den satirischen Zwischenspielen. Ehe der Mann aus der Residenz die Pfarrerstochter kennen lernt, soll er eine fatale Kusine heyrathen, und wird von ihr und ihrer Mutter zu einer Reise auf das Land eingeladen. Sie halten unterwegens ein Nachtlager, der Vetter soll die Damen am Morgen durch Klopfen wecken, ohne die Thür zu öffnen, und verspricht während dem Klopfen „an *Fichtes Prahlerey das Räthse' der Welt zu lösen* zu denken, um jeden sündhaften Gedanken zu entfernen", jene *schlafen* aber „*so fest wie Leute, denen man Goethes Bekenntnisse einer schönen Seele* vorliest" ; er stößt also die Thür ein, vor

welche die Kusine einen Tisch und darauf „einen alten ledernen Großvaterstuhl" gestellt hatte. „Ach! aber das plumpe Knie des Ritters brachte den dreybeinigen Tisch aus dem Gleichgewicht, der, da er selbst nicht mehr stehen konnte, die Zumuthung für ungerecht hielt, den alten Großvaterstuhl länger zu tragen, zu dessen Stütze ohnehin sein Schöpfer trotz des mangelnden Beines (?) ihn ja nie bestimmt habe. Er entledigte sich daher ohne Umstände der demüthigenden Last, die, fallend, mit der hohen Lehne bis an den Fuß des Bettes reichte, und unglücklicherweise *ein Geschirr zerschlug, das nicht so leer war, wie der Marmorbrunnen zu Nürnberg.* Dieses Zerschlagen geschah vermittels eines der *breiten Ohren* des Großvaterstuhls, welches gerade mit *seiner ganzen Fläche die Oberfläche des Inhalts traf, daß er stolz emporstieg wie die Fontainen auf dem Petersplatze zu Rom,* bis das Gesetz der Schwere ihn zwang, auf *Bett und Gesicht der schlafenden Schönen in Millionen Tropfen herab zu stürzen.* Hilf Himmel! Welch ein Erwachen! wie verschieden von Adams seligem Erwachen durch Mahler *Müller* beschrieben! Welch ein zuckendes Streben der Purpurlippen, die Wuth in Tönen zu äußern! und welche Töne würde man vernommen haben, hätte nicht die weise Betrachtung, es sey fürs erste nothwendig, die *zarten Lippen nicht allein zu verschließen, sondern sogar ein wenig einwärts zu klemmen,* die Oberhand behalten. Wie aber sollte nun die zürnende *Aurora — zur Strafe ihres Verspätens durch eigenen Thau geweckt,* ihr Antlitz schnell genug davon befreyen?" etc. Wir können uns zwar kaum enthalten, den Leser ernstlich um Entschuldigung zu bitten, daß hier eine Scene unter seine Augen gebracht wird, welche leicht mehrere Sinne afficiren möchte: er bedenke aber, daß der Vf. ein Mann ist, der in den ersten und gebildetsten Zirkeln lebt, mithin wissen muß, was er ihnen zumuthen darf, und traue lieber seinen Sinnen nicht, als daß ihm diese fleißig ausgemahlte Erfindung bis zum tiefsten Schmutz ekelhaft scheinen sollte. Vielmehr bemerke er mit Wohlgefallen, wie der Vf. Mittel findet, die Objecte steigernd, zuerst den Marmorbrunnen zu Nürnberg, dann die Fontainen auf dem Petersplatze zu Rom, zuletzt das Antlitz der reinen Göttin Aurora in den Kreis seiner Scherze zu bannen, und sie sich kraft jenes Nasses zu eigen zu machen, wie einst Circe durch Tränke die Gefährten des Ulysses, aus denen dann unsaubere Thiere wurden, welche sie in ihre Ställe sperrte. — Wie Hr. *v. K.* auf solche überraschende Wendungen kommt, wodurch überhaupt seine Erzählungen das Ansehen gewinnen, als seyen einzelne Worte wie in dem bekannten Gesellschaftsspiel dazu aufgegeben, und mit nicht gar glücklicher Begeisterung die Ausfüllung improvisirt, dieses läßt sich vielleicht zunächst aus dem Umstande erklären, den er dem Publicum selbst mitgetheilt hat, daß nämlich der selige *Musäus* sein Oheim war, und dieser wackere Mann die Gewohnheit hatte, theils Anspielungen, welche dem Interesse der Zeit gemäß waren, theils andere bekannte Mythen aus der Kunst- und Naturgeschichte seinen gefälligen Volksmährchen ergötzlich einzuweben und zu dem Ende das Höhere selbst leichtfertig zu travestiren. Aber dieses geschah freylich mit einer nie sich verleugnenden Reinlichkeit der Imagination und einer Bescheidenheit, der man es anmerkte, daß der Mann im innersten Herzen das Schöne und Rechte als schön und recht empfand, und das Wissenschaftliche respectirte. Dem Neffen hingegen, wenn er sich dieser Manier als einer zugefallenen Erbschaft gleichsam bedient, glaubt man es auf das erste Wort, daß ihm die Dinge nichts werth

sind, auf die er, spottend, keinen Werth zu legen scheinen will. Zu diesen nicht ganz delicat ausgefallenen Nachahmungen müssen wir auch die Vergleichung des liebenden Paares (S. 96) mit Adam und Eva rechnen, welche so schließt: „Daß Fernau sich in der Gestalt mit Adam messen durfte, kann nicht behauptet werden; fürs Erste war er bey weitem nicht so groß, denn von den Rabbinen wissen wir, daß Adam als Flügelmann jeder Armee Ehre gemacht haben würde, indem er nicht weniger als hundert Ellen maß; fürs Zweyte ist wohl unläugbar *der Nabel* keine sonderliche Zierde des Menschen, da nun Adam bekanntlich *keinen Nabel hatte*, Fernau hingegen allem Vermuthen nach *damit versehen war*, so ist auch hierin dem Stammvater ein kleiner Vorzug nicht abzusprechen. Man weiß aber aus sicherer Hand, daß Charlotte an diesen Umstand noch mit keiner Silbe gedacht hatte, ja daß wenn auch hundert schöne Riesen *ohne Nabel* um sie geworben hätten, sie doch Fernau'n, der nur wenig über fünf Fuß maß, schöner als sie alle würde gefunden haben." Es scheint nicht recht passend, indem man das Bild eines unschuldigen Mädchens anschaulich zu machen gesonnen ist, mit einer solchen Reminiscenz dazwischen zu treten. Ebensowenig will der *„dicke Erdbeerfladen"*, der das Knie des Liebhabers bey der ersten Erklärung befleckt hat, und den die Mutter anfangs für Blut ansieht, eine angenehme Vorstellung gewähren. Man bescheidet sich indessen hierüber: sollte der Vf. es auch in den launichten Einfällen hie und da verfehlt haben, so sind die satirischen Ausfälle desto treffender. Er bedient sich dabey durchaus schlagender Waffen. Die fatale Kusine z. B. muß eine Sitzung halten, in welcher ein Sonett von *Tiek* declamirt, sodann ein Kapitel aus *Jacob Böhm* vorgelesen wird, darauf *die Andacht zu Kreuz* von *Calderone*, „durch deren Übersetzung sich *Schlegel* ein unsterbliches Verdienst um die deutschen Christen erworben hat", zuletzt einige Lieder von *Novalis*. Die *Götter Griechenlands* von *Schiller* muß sie zum Gegenstand eines glänzen sollenden Tischgesprächs nehmen, die Pfarrerstochter aber mit *Delille's* Dithyrambe *sur l'immortalité de l'ame „die Götter"* zum schweigen bringen. Man begreift leicht, daß im Munde der fatalen Kusine jene armen Leute dem Geschick nicht entgehen können, Fratzen zu werden, *Delille'n* hingegen die Unsterblichkeit, die er der Seele überhaupt zusichert, auch für seine Person, durch das Medium der schönen Pfarrerstochter zugesichert wird. Andere sinnreiche, obschon nicht neue Züge, z. B. wie der Liebhaber die ihm nur zum Theil sichtbare Gestalt des Mädchens durch zierliche Schlüsse vollends enträthselt, wo es unter anderen heißt: „die beiden Enden der grünen Schleife (womit der Hut zugebunden war) hingen nicht gerade herunter, sondern ihre Richtung hielt ungefähr das Mittel zwischen horizontal und perpendicular, folglich hatte das Mädchen *einen schön gewölbten Busen*", wollen wir übergehen, um über dem *Originalroman* die *Erzählungen* und *Anekdoten* nicht ganz zu versäumen, die zwar größtentheils schon oft gelesen und wieder verarbeitet, selbst aus Zeitungsblättern gezogen sind, allein durch den neuen Vortrag auch neue Unterhaltung und besonders so viel Abwechselung gewähren, als man nur verlangen mag. Sie fangen mit einem *Übermaß menschlichen Elends* an, welches das körperliche Mitgefühl des unempfindlichsten Lesers schmerzhaft genug erregen wird. Darauf folgt eine Nachricht über das Entstehen und die ersten Vorstellungen von *Racine's Esther;* dann ein Auszug aus Dr. *Schads Klosterleben* u. s. w. Daß *Racine* mit der gehörigen Superiorität behandelt wird, versteht sich von selbst; Hr. *v. K.* bringt uns

zugleich eine von den ewiggültigen Zeilen des *Boileau* ins Gedächtniß, die er bey der Gelegenheit anführt, wie *Racine* nicht mehr für das Theater schreiben wollte; *Pradon* blieb nämlich damals „Meister vom Kampfplatz, daher *Boileau* sagte:

Et la Scene françoise est en proye à Pradon".

Mit dem Auszug aus Dr. *Schads* Leben möchte dessen Verleger vielleicht nicht zufrieden seyn, indem er allerdings vollständig genug ist, um der Lectüre des Buchs selbst zu überheben; *wir* verstatten uns bloß die Einwendung, daß die Klostergräuel, welche hier als der belustigendste Theil sorgfältig ausgehoben sind, für ein Publicum, von dem die Frauenzimmer leicht den beträchtlichsten Teil ausmachen könnten (auch ist das Buch einer Dame dedicirt), nicht geeignet scheinen, und würden auch das nicht erwähnen, wenn der Vf. nicht der bewußten Kusine das Ärgerniß, das sie den *Domestiken* durch die *Götter Griechenlands* giebt, so hoch anrechnete. Weiter hin finden sich erfreulichere Nachrichten, z. B. *die Rosen und der Pfau,* zur älteren französischen Sittengeschichte gehörig, *die Jungfrau von Orleans als Frau und Mutter*, und *Camoens*, ein Auszug aus einer Biographie dieses Dichters, die vor einer englischen Uebersetzung desselben befindlich ist (ein Glück für *Camoens*, daß ihn Hr. *Schlegel* nicht gleich dem *Calderone* übersetzte, sonst stände er nicht hier, sondern in der Bibliothek der Kusine). Bey den Anekdoten hat Hr. *v. K.* den gewöhnlichen Vademecums Ton mehrmals äußerst natürlich getroffen, z. B. wenn er die Begebenheit von den beiden Mädchen erzählt, die von England nach Petersburg in Rußland statt nach Peterbor(o)ugh ein paar Stünden weit, reisten, oder: *Distinguo.* „Ein Superintendent, der zugleich Oberinspector über einen Freytisch war, ärgerte sich oft über einen Candidaten, der sich angewöhnt hatte, bey jeder Gelegenheit Distinctionen zu machen, und sie allemal mit dem Worte *Distinguo* anzuheben. „Ey, zum Henker mit Ihrem Distinguo!" fuhr der Superintendent einmal heraus; und um den Candidaten in Verlegenheit zu bringen, setzte er hinzu: „sagen Sie mir doch, kann man auch mit Suppe taufen?" Distinguo! erwiderte der Candidat; mit Ihrer Suppe? nein. Aber mit der vom Freytisch? O ja!" — Die *Miscellen* nun sind es vorzüglich, welche die gelehrten Nachforschungen des Vf. bestätigen. Der Ton der Mittheilung wird besonders durch das Gemisch interessant, wie die junge Befremdung über so Manches, was der Vf. stückweise nach und nach in Erfahrung bringt, doch gleich wieder von einem geübten und durchgearbeiteten Bewußtseyn gestählt wird: so trägt er denn das eben Gelernte oder Gelesene mit der vollen Sicherheit eines alten Praktikers vor. Wir finden ihn in der Hinsicht am pikantesten, wenn er über physikalische Gegenstände Bericht erstattet, wie jetzt fleißig von ihm geschieht, oder Paradoxien in diesem Fach rügt, dergleichen ihm begreiflich viele aufstoßen. Von dieser Seite dürfen wir selbst einen Gewinn für seine übrigen Darstellungen erwarten, da eine gewisse reelle Anschauung der Natur ihm, nachdem er sich die der bildenden Künste auf seinen Reisen erworben, noch am meisten abzugehen schien. Die Anwendungen älterer literarischer, auch persönlicher Ereignisse und Urtheile auf gegenwärtige Zeiten, durch welche er diese in das rechte Licht zu stellen und nach den richtigen Ansichten zu leiten bemüht ist, nehmen hier ebenfalls eine Stelle ein, als: *der große Corneille und der große Goethe*, welches natürlich ironisch zu verstehen ist, *Wirkung*

der Kritik, wo *d'Alembert* (den man auch sonst wohl als einen Helden der Eitelkeit kennt) einer Wirkung derselben angeklagt wird, welche den unwidersprechlichen Schluß herbeyführt: daß die *größten Geister aller Nationen* nach Umständen stets die *kleinsten Menschen* gewesen sind. So viele Vortheile dieser Satz gewährt, so wäre es denn doch vielleicht noch ersprießlicher, wenn Hr. *v. K.* ihn umwendete. In der *Vertheidigung der Xanthippe* gegen den *Sokrates* wird jenes Lieblingsthema sehr artig variirt. „Bekennen Sie, meine Damen", sagt Hr. *von Kotzebue*, „daß der weise *Sokrates* auch nicht immer ein großer Mann war", nachdem er dem *Diogenes Laërtius* verschiedene Anekdoten, wie man glauben muß, vermittels einer ziemlich freyen Übersetzung, nacherzählt hat. So heißt es hier: „Seine Schüler bewunderten ihn, von den übrigen wurde er verachtet und verspottet, auch zuweilen ein wenig mit Füßen getreten; einen solchen ungeschliffenen Menschen verglich er denn ganz gelassen mit einem Esel". Diogenes giebt die Sache so an: daß, wie einer gegen den Sokrates mit dem Fuß hinten aus gestoßen habe, und man sich über die Geduld wunderte, mit der er den Menschen gehen ließ, er zur Antwort gab: Wenn ein Esel nach mir ausschlägt, werde ich ihn vor Gericht laden? Bekennen Sie, meine Damen, daß es doch für manche Fälle das rechte ist, sich gerade so zu benehmen, und daß Sokrates, wenn er heut wieder aufstände, wiederum nichts besseres thun könnte. Denken Sie auch nicht etwa, daß es dem Sokrates an persönlicher Tapferkeit gefehlt habe. Es ist dieses der nämliche Sokrates, der als Krieger sich so betragen hatte, daß ein Feldherr bey Plato von ihm sagt: wenn die übrigen bey *Delium* (berühmt durch eine Niederlage der Athener), „sich so hätten beweisen wollen, unsere Stadt wäre bey Ehren geblieben und hätte nicht einen so schmählichen Sturz erlitten". Allerdings ist es keine Kleinigkeit über einen solchen Mann ganz so ungenirt klatschen zu können, als wenn er ein ehrenwerther Zeitgenosse wäre, und in der nächsten Gasse wohnte: indessen lassen Sie sich von dem aufgeweckten Behagen, mit welchem Hr. *v. Kotzebue* den Sokrates herunter macht, nicht verleiten, sich je auf die Seite einer Xanthippe zu schlagen. Mit dem Diogenes Laërtius hat es nun noch bekanntermaßen die Bewandniß, daß er solche Curiositäten zwar ohne besonderes Wohlgefallen zusammen trug, aber es doch, wie seine ganze Compilation zeigt, ohne Urtheil und Einsicht, und um eine Zeit that, wo das Gefühl für griechisches Wesen und Leben längst völlig ausgestorben war. — Unter der Aufschrift: *Es geschieht nichts Neues unter der Sonne*, geschieht freylich ziemlich das Alte: Hr. *v. K.* sucht eine natürliche Abneigung und billigen Groll auf die bekannte unbefangene Weise an den Tag zu legen; er spricht von *Schelling, Schlegel, Röschlaub und Consorten*, von *Schlegel und Compagnie*, und stellt sie mit den Scaligern, Salmasiussen und anderen unwissenden und obscuren Menschen zusammen. Da diese kleinen Versuche gewiß niemand weh thun, dem Hn. *v. K.* aber wahrscheinlich wohl: so wäre nur zu bemerken, daß, wenn er *noch* unbefangener wäre, er sicher auch noch geschmackvollere Ausdrücke wählen würde. Je mehr er übrigens bey dergleichen Parallelisirungen ins Detail geht, um so mehr ist es zu billigen. Denn da bey dieser Gattung des Witzes mehr wie die Hälfte schon vorliegt, so kann in Absicht dessen, was hinzuzufügen übrig bleibt, nicht splendid genug verfahren werden. Ob die Angaben immer richtig sind, behält man ohnedieß die Freyheit zu bezweifeln. Sollte aber z. B. einer der neueren Scaliger sich je so weit vergessen haben, eine gewisse Klasse „todte Hunde"

zu nennen, so muß das nicht nur ein höchst unhöflicher, sondern ein sehr wenig voraussehender Mann gewesen seyn, denn wäre das Geschlecht der Schamlosen todt, woher käme das unaufhörliche Bellen? — Weiterhin wird ein bitteres Urteil des *Burke* über *Rousseau* sehr zweckmäßig abgeschrieben. — In dem Abschnitt *Warnungstafel*: *Lacrymas* spricht Hr. *v. K.* das Wort *Unverschämt* über Hn. *Schlegel* aus, wegen eines Sonettes, womit dieser die Herausgabe des *Lacrymas* begleitete, und durch dasselbe ohne Zweifel kein Kunsturtheil aufstellen, sondern einem, wenn auch noch nicht gelungenem Bestreben, dessen Absicht ihm wahrscheinlich besser, als aus der undeutlichen Erscheinung, bekannt war, eine freundschaftliche Gesinnung, wenn auch zu liberal, bezeigen wollte. Wie soll man es aber benennen, daß Hr. *v. Kotzebue* sich des Wortes *Unverschämt* überall nur bedienen mag? — Es ist hier der Ort nicht, und noch weniger findet die Neigung Statt, überhaupt ernstlicher in die Erscheinung einzugehen: warum nämlich dieser Hr. *v. K.* es eben ist, der *„dem Unwesen in der Literatur welches sie entehret“*, steuern will, und den öffentlichen Ankläger macht, da ausschließlich dieser Hr. *v. K.* es eben ist, der sich in der Literatur entehrende Zeichen aufgerichtet hat. Warum dieser Hr. *v. K.* es eben ist, welcher sich, wie gleichfalls in diesen Miscellen geschieht, der geschmälerten Verdienste, wie er sagt: „*Virgils*, *Wielands*, *Voltaire* und anderer“ annimmt, da er es ist, der, unfähig zwar, irgend ein Verdienst zu schmälern, von jeher so viele zu schmähen versucht hat. Möglich, daß diese und eine weit längere Reihe von Gegensätzen keine mehr sind, wenn das Überstehen aller Grade und Feuerproben sie erst verschmolzen hat. Wir könnten der vollständigen Darstellung dieser Verhältnisse in Deutschland einen *Diderot* wünschen, ohne um irgend einen Preis es seyn zu wollen. Diderot besaß die eigenthümliche, und man kann sagen, einzige Gabe, mit genialischer Geduld die Mißbräuche der Menschheit und solche widersprechende Geburten der Zeit festzuhalten, ihr Inwendiges auswärts zu kehren, und das Verworrene zu einer klaren Anschauung zu bringen. Rameaus Vetter hat deßwegen verschiedene Bewegungen und ein fast instinctartiges zur Wehre setzen veranlaßt, obschon dieser nur Frankreich und Paris angehören konnte. Er erinnert aber an die Möglichkeit eines moralischen Naturhistorikers, der so wie *Buffon* etwa eine physische Ungestalt, eine sittliche, mit Worten abbildet, ohne vor der Natur zu erröten. N + d.

2. Jenaische Allgemeine Literaturzeitung Nr. 36 (13. Februar) 1809.

Schöne Künste.

1) Leipzig, b. Kummer: *Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miscellen* von *August von Kotzebue*. 1805. IItes Bändch. 182 S. 1806. IIItes Bändch. 352 S. IVtes Bändch. 338 S. kl. 8. (5 Rthlr. 6 gr.)
2) Leipzig, b. Niemann: *Gesammelte Erzählungen*, von *A. E. Eberhard*. IIItes Bändch. 1806. 302 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Beide Sammlungen sind besonders in Rücksicht dessen merkwürdig, was unter uns als moralische, geistreiche Erzählung gelten darf. Wenn man ihnen etwa alle romantische Sitte erlassen wollte, die auf dem Boden unserer Gegenwart nur durch einen hohen Grad von Erfindung Haltung gewinnen

kann, ja auch sonst Manches, wodurch sich dergleichen Erzählungen oder Novellen zu wahrhaft gebildeten Werken erheben, den Witz z. B., oder dichterische Gestaltung eines tiefen Gefühls : so scheint doch nicht unbillig, zu begehren, daß sie mit einiger Sorgfalt und Eleganz, mit etwas Geist und Kenntniß der feineren Welt und in einer gefälligen Sprache geschrieben wären, zumal wenn sie von einem Schriftsteller herrühren, welcher mit solchen Ansprüchen seinem Publicum auch in dieser Gestalt recht oft unter die Augen tritt, und über den fruchtbaren *Cramer* doch weit weg zu seyn glaubt. Was aber an denen des Hn. *v. Kotzebue* vorzüglich auffällt, ist eine ganz eigene specifische Unsauberkeit und Geschmacklosigkeit der Darstellung, welche, alle Lockerheit des Inhalts ihm übrigens zugegeben, jedem reineren Sinn sogar die erste flüchtige Lectüre beschwerlich machen müssen. Denn zu einer Sudeley aller möglichen Manieren untereinander, von denen der Vf. sich vorstellt, daß sie seiner Leichtigkeit zu Gebot stehn, gesellt sich noch ein solches Treiben und Jagen der Schreibart, daß, um es so sinnlich auszudrücken, wie man es wirklich empfindet, er jene alle vorgespannt zu haben scheint, und mit ihnen über Stock und Stein dahin sprengt. Bald geht er dem Voltaire nach, ein andermal ist er August la Fontainisch, bald auf diese, bald auf jene Weise empfindsam und witzig, auf seine eigene immer undelicat dazwischen, wie er denn von dem Büchlein *Ich* an und seit der *gefährlichen Wette* noch nicht gelernt hat, Spaß und Schmutz zu unterscheiden. Wir wollen zum Einzelnen übergehen. *Des Pfarrers Tochter* aus dem ersten Bändchen wird hier in einem zweyten Buch beendigt. Wegen des ersten müssen wir auf die Anzeige in Nr. 82. 1806. dieser A. L. Z. zurückweisen. Man verließ sie dort am Wendepunct, und der Vf. hebt mit folgender Wendung wiederum an : „Die meisten Menschen kitzeln sich mit der Einbildung, sie hätten Grundsätze, könnten vernünftig überlegen, wohl gar Entschlüsse fassen ; wie sie heute über eine Sache dächten, würden sie auch morgen darüber denken, und was dergleichen Großthuereyen mehr sind“. Nachdem er einige Seiten so fort discurirt hat, eröffnet er, daß Charlottens erster Gedanke beym Erwachen die — *Maskerade* war. Hieran knüpft sich nun eine, mit allen bekannten, sehr handgreiflichen, Handgriffen durchgeführte, Verführungsgeschichte. Der Fürst des Landes, der gehörig wollüstig, gefühllos und gemein ist, begehrt Charlotten. „Graf Schmieg, ein verlebter Wollüstling, seit mehreren Jahren des Fürsten Unterhändler an Amors Hofe, und folglich sein Liebling, des Landes Fluch und der Unterthanen Abscheu“, nebst dessen Gemahlin, suchen sie zu verstricken ; der Mann wird auf Commission geschickt, die Frau vom Graf Schmieg in's Haus genommen ; man läßt sie Wohlthaten und gute Handlungen beym Fürsten auswirken, schmeichelt ihr, daß sie die Leibeigenschaft werde aufheben können — die Briefe beider Gatten werden untergeschlagen, falsche geschmiedet ; endlich wird noch das Mittel gebraucht, Charlottens Vater wegen ketzerischer Predigten dahin zu verurtheilen, daß er seines Amtes entsetzt, und ihm Mantel und Kragen abgerissen werden soll : „Erbarmen ! Fürst ! schluchzte Charlotte mit kaum noch vernehmlicher Stimme. Da lag er wieder vor ihren Knieen, flehte selbst um Erbarmen, umfaßte den schlanken Leib, drückte wüthende Küsse auf ihre Arme, ihren halb entblößten Busen — die Besinnung verließ sie — bewußtlos sank sie zurück — und als sie erwachte — war sie allein — *das Urtheil lag zerrissen zu ihren Füßen.*“ Das ist nun eine von den schonenden Darstellungen des Vfs., in denen er sich

wohlgefällt, ohne hier die Infamie zu ahnden, die darin liegt, daß Charlotte eben in einem solchen Augenblick ihre Sinne überraschen läßt und das Bewußtseyn verliert. — Nachdem hierauf die Verzweiflung eingetreten ist, dann ihr Mann sie durch neue Mißverständnisse ganz ihrem Schicksal überlassen, wird sie entschiedene Maitresse des Fürsten, thut viel Gutes und wenig Übels, und wird auch von ihm verlassen, schleppt sich nach ihrem Geburtsdorf, und endigt ihr Leben auf dem Grabe ihrer Mutter, die aus Gram um sie gestorben war, unter dem Fluch ihres Vaters, und wird begraben „unter den Blumen ihres Kindes. „Wer wagt es, einen Stein auf die Unglückliche zu werfen?“, sagt der Vf. Er hat gut reden und Nächstenliebe üben, denn ist die Unglückliche nicht sein Werk? Die unwissendste Unschuld, sollte man denken, hätte solch einem groben Gewebe leicht entgehen mögen. Hätten sich Charlotte oder ihr Mann nur in den Leih- und Lesebibliotheken etwas umgesehen! Ein bis dahin unerhörter *Kniff* ist uns freylich unter denen, welche in Bewegung gesetzt wurden, vorgekommen, daß nämlich der Graf, wenn Charlotte mit dem Fürsten allein gelassen werden sollte, sich nicht damit begnügte, seine Gemahlin abrufen zu lassen, sondern im Nebenzimmer eines seiner Kinder so lange *kniff*, bis es aufs ärgste schrie, und sie daneben noch als zärtliche Mutter davon eilen konnte. — Von allen den artigen Anspielungen und launenhaften Ausfällen, die in der ersten Hälfte vorkommen, findet sich in dieser weiter keine Spur; was jene etwa Ekelhaftes an sich hatten, ist hier in das Materielle der Geschichte übergegangen. — *Der Schutzgeist* und *die Rache*; der erste, wie der Vf. angibt, „einige unbedeutende Zierrathen abgerechnet“, eine wahre Geschichte; beide aber, wie er nicht angiebt, nach dem Französischen. Nicht unbedeutende Zierrathen kommen freylich auf Rechnung des Hn. *v. K.* In der Rache z. B., wo ein abgewiesener Freyer einen anderen jungen Mann von niedriger Herkunft anstiftet, um das stolze Mädchen zu werben, der sie auch unter angenommenem Rang und Namen erhält, hat der boshafte Freyer in *Jena* studirt und von den neuen Philosophen gelernt, daß die ganze Welt *hors nous et nos amis* aus Dummköpfen besteht — er ersann diesen „teufelischen Plan der Rache, denn unsere heutigen Philosophen sind bekanntlich Menschenkinder wie wir alle“. Wie leichtherzig Hr. *v. K.* von teuflischen Plänen spricht! er nimmt dergleichen doch hier offenbar auf seine eigenen Schultern. — Das 3te und zum Theil 4te Bändchen enthält: *Die Frucht fällt weit vom Stamme. Diese* Erzählung ist wenigstens als die bessere anzuführen. Ein lustiger Geselle Florio erheitert etwas die sonst sehr unanmuthige Geschichte des Baudirector Klumm. Die Reise der beiden Freunde ist freylich ein Stück Candide *à la Kotzebue.* Eine besondere Erfindungskraft zeigt sich oft bey ihm in unnöthig widrigen Zusammenstellungen. Wozu bedurfte es des Zuges, daß der Bösewicht Klumm sich auf den Leichenstein der Mutter legen muß, um sich von da als verstellter Kranker in das Haus tragen zu lassen, wo er die Tochter verführen will. Der gute Prediger würde den Reisenden auch ohne dieses Motiv aufgenommen haben. Eben so muß den alten Klumm der Schlag rühren, damit sich die Tochter über ihn werfen und mit ihrem „gelüfteten Busen“ die Hand des Arztes berühren kann, den die Liebe zu ihr gerührt hat. Von solchen überflüssigen Häßlichkeiten wimmelt es allenthalben bey Hn. *v. K.*, es sind dieses die sehr wesentlichen Überladungen seiner Manier. — *Glückseligkeit* ist aus dem Französischen, und, wenn wir nicht irren, aus zwey Erzählungen zu-

sammengesetzt. — Das *Zinngießen* und *die kleine Tyrolerin* sind am gleichförmigsten nach *Lafontaine*'schen Mustern hingeworfen, und in der That kann bey solchen Nachahmern der gute *Lafontaine* noch zum Ruf eines Künstlers kommen, der sich zu enthalten, der seine Züge zu wählen weiß. — In *Alles aus Liebe* ist der Vf. ganz er selbst; er läßt seine Heldin eine *tournée* mit einem halben Dutzend Ehemännern machen, und sich mit allen übel befinden, außer am Ende mit demjenigen, den sie liebt. Ihr erster Gemahl heißt *Novalis*. „Aber noch waren die Flitterwochen nicht verflossen, als die junge Frau eines Morgens in Thränen schwimmend zu ihrem Vater ins Zimmer stürzte, und ihn um der Asche ihrer Mutter willen anflehete, sie zurück zu nehmen. Sie klagte über den grenzenlosen Egoismus ihres Mannes, über die Geringschätzung, womit er sie behandle, über seine Ausschweifungen in Wollust und Opium, und endlich über seine unerträgliche ästhetische Narrheit." So entschlüpft dem Vf. statt Satyre gar oft Niederträchtigkeit; in dem Betracht, daß *Novalis* ein ebenso bestimmter Name wie *Jean Paul* z. B. ist, läßt sich jene Schilderung nicht wohl anders nennen.

Unter den Zugaben zeichnen wir aus die Fragmente aus dem Tagebuch des letzten Königs von Polen; vom letzten Jahr seines Lebens, nachdem er den Thron hinter sich gelassen hatte. Es sind Bülletins, die er selbst auf der Reise und in Petersburg dictirte und an seine Freunde nach Warschau sandte. Wie Hr. *v. K.* bemerkt, sind sie zwar nicht eben brauchbar für den Geschichtschreiber, aber haben doch ein hohes Interesse für den Staatsmann und den Menschenkenner. Die Wahrheit ist, daß sie in dieser Sammlung eine wahre Erholung sind, und das meiste Interesse haben, aller Kleinlichkeit des Königs und der ganzen Situation ungeachtet, und obgleich fast nicht Ein markirter Zug darin vorkommt. Als solchen müßte man gelten lassen, daß Graf Kobenzl (der österreichische Botschafter) sich bey einem Fest zur Belustigung der Gesellschaft in eine *Henne* verkleidete und alle Kinder, die da waren, in *Küchlein*, und dann sein Häuflein gegen alle Angriffe auf eine sehr komische Weise vertheidigte. Ein schönes Talent für einen Staatsmann! Unter diejenigen Züge, welche die große Milde des Königs charakterisiren, gehört, daß er den Vf. in Friedenthal bey seiner Vorbeyreise zu sprechen verlangte, ihn mit Höflichkeit überhäufte und den Wunsch äußerte, daß die *jüngsten* Kinder seiner Laune nur seine *jüngeren* seyn möchten, welcher Wunsch nach der Hand reichlich gewährt worden ist. Hr. *v. K.* hatte dagegen einen anderen, den er dem Könige späterhin schriftlich vortrug; er hatte nämlich in der hamburger Zeitung gelesen, der König habe *Memoires de son tems* geschrieben, und bat ihn im Vertrauen auf sein gütiges Benehmen, ihm zu erlauben, diese Memoires aus dem Mspt. in seine Muttersprache zu übertragen. Kein unebenes Ansinnen, das der König jedoch höflich ablehnte. Glücklicher war der Vf. mit *Iwan Iwanow Tschudrin*, den er auf seiner „*letzten* Reise von Tobolsk nach Petersburg" zu Kasan kennen lernte. (Hat er deren mehrere gemacht? Wir wünschen ihm umgekehrt, aber ebenso gutmüthig wie Stanislaus, daß dieß seine *letzte* bleiben möge.) Jener Mann hatte 18 Jahr lang in China unter der Maske eines Eingeborenen gelebt, eine Chinesin geheirathet, und schrieb nun in seinem hohen Alter die Geschichte seines merkwürdigen Lebens und seiner Reiseabenteuer nieder. Hr. *v. K.* konnte die große Anzahl von Heften, die daraus entstanden war, nicht sehen, ohne ihrer zu begehren; er bat ihn, gleichwie den König, um Erlaubniß, sie *seiner*

Nation mittheilen zu dürfen. Nach langem Widerstreben willigte dieser endlich ein, und versprach ihm eine Abschrift nach Petersburg zu senden, die auch wirklich erfolgt seyn soll. Mit diesem Mspt. will uns der Vf. nach und nach unterhalten. Die erste Mittheilung enthält die Beschreibung einer chinesischen ceremoniellen Mahlzeit. Eine gewisse Ähnlichkeit der *Tschudrin*- und *Kotzebue*schen Laune läßt sich nicht darin verkennen, die Ächtheit der Mahlzeit in allen Ehren.

Zu diesen geschichtlichen und völkerbeschreibenden Beyträgen gesellen sich auch politische; denn wozu fühlt sich der Vf. nicht berufen! Was in dem Aufsatz *Cromwell* mit großen Lettern so dreist und glücklich aus dem Leben und Thaten desselben ausgehoben ist, zeigt, wie gefährlich Hn. *v. K.'s* politische Opposition werden könnte. Doch, die Wahrheit zu sagen, weit gefährlicher scheint uns seine politische Allianz. Was ließe sich von einem Kriege wohl hoffen, wenn *Kotzebue* der Herold desselben wäre, und sein Schildträger zu den Waffen riefe? Wenn indess auswärtige Blätter von ihm als von einem Manne geredet haben, der eine politische Einwirkung gehabt: so steht er auch hier wieder vor der Welt als der unschuldig Verfolgte da. Hat er nicht noch zu rechter Zeit ebenso vorsichtig und wahrhaft, wie vormals vom Bahrdt mit der eisernen Stirn, von allem Antheil sich losgesagt und ihn auf gute Freunde geschoben? Und wer wird auch Einfluß auf politische Handlungen einem Dichter zutrauen, der von jeher froh war, Theateractionen mit nothdürftigem Verstande zu leiten? Deßwegen entgeht seiner Person die politische Bedeutsamkeit nicht; sie ist nur von der Art, daß sie ein Artikel für die bekannte Schrift *mauvais augures* gewesen seyn würde. Ein schlimmes Omen ist es gewiß, wenn der einen Stern auf die Brust bekommt, dem die öffentliche Meinung ganz andere Zeichen zudachte, oder wenn in einem Staat *Kotzebue*sche Moral und Poesie unter niederen und höheren Ständen einen allgemeinen Curs bekommt, wobey es kaum zweifelhaft seyn kann, ob sie es ist, welche die öffentliche Sittlichkeit und Anständigkeit untergräbt, oder ob die bereits eingerissene Erschlaffung aller Sitte und Würdigkeit ihr die allgemeine Aufnahme zu wege bringt. Und wenn in den Zeiten des Friedens Jahre hindurch unter öffentlichem Schutz und der Leitung eines solchen Mannes eine förmliche Fabrik pasquillantischer Schmähungen gegen alles Kräftige und Bessere der Zeit in der Hauptstadt blühet: wer kann sich über das Geschlecht der Libellisten wundern, das nach jener Epoche mit so edler Freymüthigkeit über den Staat und seine Verwalter herfiel? Das heißt also mit Recht Saat von *Kotzebue* gesäet. — Bey Gelegenheit eines aus dem Französischen übersetzten, dem General Moreau zugeschriebenen Verbannungsmonologs bricht die Gelehrsamkeit des berühmten Mitgliedes der Berliner Akademie wieder durch. Es wird des Aulus Gellius darin erwähnt, den die Franzosen Aulugelle zu nennen pflegen, welches Hr. *v. K.* klüglich wieder ins Lateinische übersetzt: „in einem Briefe, den uns *Aulugella* aufbewahrt hat".

Unter den übrigen Beyträgen finden sich viele, die zu den mannichfaltigen Consolationen gehören, welche der Vf. sich selbst giebt. Unter der Aufschrift *Der Name thut viel zur Sache*, erzählt er von *la Motte*, der eine Tragödie als Anonymus gab, die gelobt wurde, weil man nicht wußte, von wem sie war, und getadelt, sobald man es erfuhr. Eine Note sagt: „Gerade so ging es *Kotzebue* in Wien mit der Octavia, bey welcher er auch das Incognito beobachtet hatte". Zuletzt kann er sich nicht enthalten, in den Wunsch aus-

zubrechen, daß er wissen möchte, was man sagen würde, wenn die *Hussiten* unter *Goethe's* und *Was wir bringen* unter *Kotzebue's* Namen erschienen wären. Wer hätte ihn für so bescheiden gehalten? Er setzt da sein Hauptkunststück, zu dessen Effect er die Kinder schaarenweise, die Compositeurs zu halben Dutzenden und die Jamben und Reime allenthalben her aufgeboten, mit einem flüchtigen Gelegenheitsspiel von *Goethe* zusammen. In seinem Sinn ist das alles Mögliche: in welchem Sinn man ihm dennoch die Möglichkeit des Irrthums nicht zugeben kann, bedarf keiner Erörterung.

Aus Hn. *Eberhards* Erzählungen, die sich in dem nämlichen Kreise wie die obigen, bewegen, und denen es gleichfalls an allem fehlt, was den Geist interessiren, irgend die Phantasie, das Nachdenken oder nur ein heiteres Wohlgefallen anregen könnte, spricht uns übrigens eine gesetztere Feder, eine gewähltere Schreibart an. Dieser Band enthält deren drey: *Der Polyp im Herzen, das Document* und *Nur keine Mésalliance!* In der ersten hat das Pikante die Oberhand, in der zweyten das Peinliche und in der dritten das Lehrende. Sie sind dem Publicum aus anderen Sammlungen bereits bekannt; es wird sie auch in dieser lesen, und damit haben sie und das Publicum ihre Schuldigkeit gethan. Dem Urtheil geben sie wenig zu schaffen. Da aber Hn. *Eberhards* Stärke sonst sich am meisten aufs Pikante wendet: so möchten wir fragen, warum er es nicht lieber auf einem anderen Wege zu erreichen sucht, als indem er das Sinnlichwidrige mit dem Herzzerschneidenden in Verbindung setzt. Es ist nichts gegen das Komische des Einfalls einzuwenden, daß der alte Anatom seine junge Nichte heirathen will, weil er glaubt, ihre Beklemmungen, die dem Geliebten gelten, rühren von einem Polypen im Herzen her, und sich um alles in der Welt diese nahe Beute nicht entgehen lassen mag: aber daß er das Herz ihrer Mutter, die wirklich an jener Krankheit starb, in seiner Sammlung aufbewahrt, es ihr zeigt, sie es ihm entwendet und begräbt, dabey wendet sich einem denn doch das Herz etwas um. Hier genau das Maß zu treffen, wenn es nicht ein höherer Tact thut, sollte das Amt des Geschmacks sein. N + d.

II. Rezensionen von Caroline.

1a. Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, Nr. 107 (6. May) 1805.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Frölich: *Musenalmanach auf das Jahr 1805.* Herausgegeben von *C. A. v. Chamisso* und *K. A. Varnhagen.* 227 S. 12. (1 Rthlr.)

Wenn es möglich ist, irgend etwas an sich Gutes und Vortreffliches auf eine Zeitlang zu Grunde zu richten: so geschieht es nicht durch die Schreyer und Tadler, welche, wenn ihnen nicht die Inquisition unter die Arme greift, noch niemals nur so viel vermocht haben, sondern denjenigen gelingt es, welche von der bloßen Außenseite des Guten und Vortrefflichen ergriffen, sich der Worte, der Form, eigentlich der Larve, einiger Töne, die mit wirklichen Ideen zusammenhangen, und einer Melodie, die einen innerlichen Zusammenhang nachahmt, bemächtigen, und ein ganz geringes Talent, ein unbedeutendes

Streben, das sie auf dem gemeinsten Wege geltend machen könnten, auf einem ungemeinen ins Publicum zu bringen suchen. Der Effect, den dieses auf den gescheuten freundlichen Leser macht, ließe sich am besten durch einen Heraklit und Demokrit, die man als einen Januskopf zusammenfügte, personificiren. Die bösen Feinde aber freuen sich natürlich der verführten Seelen, und thun klärlich dar, wie so schlimmer Anfang zu so schlimmen Folgen gedeihen mußte. Die Dummen, welche sich immer nur an die Nachdrücke halten, preisen die Aftererscheinung vollends als das Rechte. Der sämtlichen guten Gesellschaft aber wird es endlich dadurch verleidet: denn alle Fratzen ermüden, und zwar Jedermann; niemand mag eine Weile über von der Sache überhaupt hören noch sehen. Zu diesen schlichten Bemerkungen, welche nicht neu sind, hat jener Musenalmanach Anlaß gegeben, über den wir, nach einer vorläufigen Anzeige desselben (Nr. 101) hier noch ein besonderes Wort hinzufügen. Die Herausgeber nennen sich *C. A. von Chamisso* und *K. A. Varnhagen*; die übrigen Poeten: *Robert*, *Eduard*, *Ernst*, *Anthropos*, *Wolfart*, *, **, *** u. s. w.: vermuthlich lauter erwählte Namen, die weiter nichts zur Sache thun, als daß mit ihnen schon die Nachbildung beginnt. Denn man erinnert sich, daß in dem Musenalmanach von 1802, den *Schlegel* und *Tieck* herausgaben, auch dergleichen, als: *Novalis*, *Bonaventura*, *I(n)humanus*, auch *Sternchen*, und eine *Sophie* vorkommen, für welche wir hier eine *Auguste* anzuführen haben, die uns freylich ganz so aussieht, als hätte sie sich nur in einen weiblichen Mantel und Kragen geworfen, welche nach der Mode des Tages nicht sehr von den männlichen abweichen. Also schon von dem Namen an opfern die Herren ihre bürgerliche Individualität auf, um sich dem Gemeinwesen der Dichtkunst anheim zu geben, aus welchem sie ihr poetisches Individuum glorreicher hervorgehen zu lassen denken. Leider ist es nur ein Individuum ohne alle Individualität. Sie gehören sämmtlich zu Einer Gattung, die wir nicht namhaft machen wollen. Es ist wahr, daß dieser und jener es in der Kunst weiter gebracht hat, und manche recht täuschend die menschliche Gebehrde und Stimme nachahmen, welche sie zum Vorbilde wählten. Der Vers klingt genau so, die Gegenstände geben nichts nach, und am Gehalt fehlt wenig, nur eben so viel, wie beym Goldmachen noch immer daran gefehlt hat, daß wirkliches Gold daraus wurde. Hier giebt es zahllose Sonette an Philosophen *(Fichte)*, Dichter *(Goethe, Tieck)* an die werthen Freunde unter einander, an sonstige imaginäre Wesen, von den Elementen, und an die Elemente, an die Tag- und Jahreszeiten, von den Farben und den Klängen, auch gerade solche, wie Petrarch zu machen pflegte. Cyklusse von Gedichten, Goethische Epigramme, ein Fragment, nicht viel schlechter wie *die Geheimnisse*; Canzonen, Originale und übersetzte, Terzinen, Variationen oder Glossen. Hymnen aus dem Lateinischen durften nicht fehlen; die Vf. haben sich sogar in ihrer Auswahl bis zur unbefleckten Empfängniß der Jungfrau erhoben. Gedenkt ihr der Romanze vom Licht von *Fr. Schlegel:* hier ist sehr anzüglich eine vom *Schall* zu lesen. Überall stoßt ihr auf gebrochene Verse; manche sind durch und durch gerädert; schwere Verse, dreysylbige Reime, kein Symptom mangelt. Was etwa den Symptomen selber mangelt, würde leicht nachweisen können, wer sich von Amts wegen die Mühe zu geben hätte. Tiefer hinein habt ihr dieselbe Wirthschaft. Das Ganze ist erstaunlich ernsthaft: man weiß, daß der Scherz am schwersten nachzuahmen ist. Wenn die Gedichte nicht philosophisch sind, so ist doch ein guter Theil Philosophie dabey consumirt

werden, die nicht eben aus der ersten Hand an die Vf. gekommen seyn muß. So hat sich vermuthlich der Mißgriff eingeschlichen, den Urheber der Wissenschaftslehre mit Magneten, Metallen und der vier Weltstriche Richtung zu incommodiren. In einem anderen Sonett ist er jedoch besser getroffen:

Sey mir willkommen dann friedsel'ge*) Klarheit.
Die Wesen, die sich Deinem Schoß entfalten
Sind Diener, ich der Herr, mein ist die Wohnung.

Von Selbstvernichtung wird manches verhandelt, vom Tode, der Leben ist, vom Doppeltode der folglich ein doppeltes Leben ist, und dem *das Uns* als *Wahrheit* ersteht. Die Liebe zeigt sich glutvoll und wuthvoll, strafend und anbetend. Wo sie sich sinnlich äußert, da scheint sie es nur um der höchsten Ansichten der Physik willen zu thun. Es ist damit zwar nur eine etwas anders modificirte Epoche der Empfindsamkeit eingetreten, wie zu Werthers Zeiten, die aber bey weitem nicht so unschädlich ist. Zum eigentlichen Todmachen ist diese zu stolz; dagegen bringt sie alles Große um, was sie in ihren kleinen Kreis hineinzuziehen sucht, und tödtet sich selbst in ihrer Erscheinung. Das simple Lieben behält, wenn es auch der hundertste neun und neunzigen nachspricht, immer etwas erfreuliches und wahres; es läßt sich daran glauben; allein die complicirte Empfindung verräth sich, sobald sie nicht ächt ist, als eine reine Nichtempfindung. Man muß nicht *darüber* rechten, daß die Empfindsamkeit, wenn man sie über alle Berge glaubt, sich immer wieder einstellt, wir können sie eben nicht los werden, sie gehört zu unserer Natur, wenigstens von der christlichen Zeitrechnung an: nur wäre zu wünschen, daß ein jeder seine eigene hätte, und sich nicht mit einer fremden quälte. Das Individuelle ist ihr mütterlicher Boden; auf diesem will sie aber auch wirklich entsprossen seyn, um einen Werth zu haben. Gebricht es ihr an eigener Kraft oder Erfindung, und sie giebt sich deswegen einer außer ihr seyenden mit Liebe und Bewunderung hin: so liegt selbst in dieser persönlichen Anhänglichkeit noch etwas, das mehr ist, als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, und ihr helfen würde, vor gewissen Dingen eine geziemende Scheu zu bewahren, welches aber keineswegs zu thun, sondern frech an dem Heiligthume der Natur und der Kunst Kirchenraub zu begehen, die Sentimentalität unserer Tage bezeichnet. Wenn doch besonders unsere schreibende Jugend die Kräfte des Himmels und der Erden ruhen ließe, bis sie durch stilles fleißiges Forschen sie im eigenen Wahrnehmen erkennen lernte, statt sie bloß auswendig zu wissen, und dann mit ihren wundervollen Beziehungen wie mit den Reimen zu spielen. Legen sie wohl einen tieferen Sinn hinein, als daß sie ihnen, wie diese, dazu dienen, Gedichte zu verfertigen? Der Taschenspieler aber, der die Eigenschaften der Dinge zu seinen Künsten gebraucht, ist respectabler, als wer in Worten und Bildern sie mißbraucht.

Dagegen ist es freylich nur lächerlich, wenn sie auf ihr Leben, ihre Erfahrung eine würdige Rolle wollen spielen lassen, wenn sie, was Männer, die, durch ursprüngliche Gaben schon ausgezeichnet, auf einem großen Schauplatz standen, die öffentlichen Angelegenheiten oder den Gang der Wissenschaften gelenkt, die Mühen und Herrlichkeiten der Welt durch eigenes Geschick erfahren, oder in stiller Contemplation ergründet hatten, dann in Bezug auf ein

*) Es heißt „feindselige", Musen-Almanach, S. 12. (Anm. des Herausg.)

reiches, vielfach begabtes und durchbildetes Daseyn dichteten und aussprachen, vielleicht eben am Ende ihrer akademischen Laufbahn mit großer Gemüthsruhe nachsprechen. Sie geben wohl vor:

> Früh mußte schon das Leben mich belehren,

und:

> In Wissenschaft und Kunst zu hohen Ehren
> Hab' ich gestrebt durch der Gemeinheit Massen.

Wer mag aber ihrem Zeugnisse trauen und am Ende gar ihnen glauben:

> Ich werde kunstvoll, gut, gesetzt von Jahren.

Wahrlich, diese Gesetztheit und in so krausgelockten Versen steht ihnen zu Gesichte, wie die Perücken den jungen Leuten gestanden haben mögen, die sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schon auf dem Gymnasium zu tragen pflegten. Eine solche mystische Dignität ist unendlich spashaft. Man ließe es ihnen schon zu, über Gemeinheit zu klagen, obwohl auch dieses ziemlich gemein wird; da solche aber einem oft und in sehr verschiedenen Gestalten begegnet, so hätten sie vielleicht nicht immer Unrecht. Sie müßten dann nur, wo

> Hohnneckend sie die Bessern schalten

und sie:

> Verzweifelten zu finden je die Reinen,

genau zusehen:

> Ob etwa sinn'ger Wahnsinn täuscht verdunkelnd.

Es liegt übrigens in der Physiognomie aller dieser kleinen Werke, daß ein bescheidener Zweifel sehr fern von ihnen ist; ja, es ließe sich darauf wetten, daß so wie die Meister diese Jünger nicht anerkennen werden, wenn sie anders nicht eine sträfliche Nachsicht üben, die Jünger sich bey Gelegenheit wohl über die Meister hinaus zu dünken im Stande sind. Mit der Unsterblichkeit hat es ohnehin sein Bewenden.

> Und dieser bittre Schmerz, den ich genähret,
> Der mich bald schmelzen ließ, und bald versteinte,
> Den sollten künft'ge Zeiten nicht mehr kennen?
> Nein wenn kein Dichterwahn die Brust bethöret,
> Es lebt in Liedern ewig was ich weinte,
> Und *ihren* Namen wird die Nachwelt nennen.

Man hat dieß nicht etwa für die bloß naive Anmaßung irgend eines Gefühles zu nehmen, theils gehört es zum Kostum, sich die Unsterblichkeit zu prophezeihen, indem sich dies bey verschiedenen Dichtern findet, welche wirklich auf die Nachwelt gekommen sind, theils scheint ihnen die große Sicherheit darüber fast ein sichrer Schritt dazu zu seyn.

Es könnte bey alle dem Einer oder der Andere das hier niedergeschriebene Urtheil über das Ganze zu hart finden, wenn er sich an das Einzelne hielte. Nicht, als ob sich Einzelnes merklich hervorhöbe: es findet in diesem Betracht wie in jedem anderen eine entschiedene Monotonie in der Sammlung statt; weder Erfindung noch irgend eine gefällige Eigenthümlichkeit hält uns fest, und besonders ist ein gänzlicher Mangel an Frische und Lebendigkeit in

ihr auffallend ; dennoch kann man nicht läugnen, daß sich manches aufdrängt, als ob es Etwas wäre. Das aber bringt gerade den treuen Freund der Poesie zur Verzweiflung, weil es dann doch Nichts ist, indem allenthalben die Tiefe und der Hintergrund fehlt, worüber sich nur derjenige lange täuschen kann, der selbst flach ist. Es ist hier insbesondere von einer speciellen Gestaltung der lyrischen Poesie die Rede, deren Formen gediegen auszufüllen Gediegenheit im Subject und eine bedeutende Eigenthümlichkeit um so mehr erfodert, da die Formen zugleich hervorstechend genug sind, um für sich allein zu fesseln und die Leerheit zu begünstigen. Diese sinnvollen Töne haben neuerdings mit dazu gedient, den erstorbenen Sinn für Poesie, als Kunst, allgemeiner wiederum hervorzulocken. Indem aber die Jünger eine gebildete Technik allein für sich eintreten lassen, trägt man nur eine um so schlimmere Empfindung davon, daß die Kunst auf einer höheren Stufe sich wieder in ein Fantom verkehrt. Es ist das ächte Verdienst der Vorgänger, wenn Nachahmer ohne wahres Verdienst dennoch so viel leisten können ; ein Memento könnte es indessen für jene seyn, dem Streben nach der Form eine weniger formelle Richtung zu geben, worin einige fast zu viel gethan haben und eben an der äußersten Grenze still gestanden sind. Für unsere Poëten gesellen sich nun zu dem bloß äußerlich Gegebenen noch gewisse innerliche Hülfsformen die sie eben aus den immer mehr sich verbreitenden Ideen, den Entdeckungen der Philosophie und Physik nehmen, und die schwächsten unter ihnen an Crucifixen, Marien- und Heiligenbildern u. s. w. finden, welche die Venus und den Amor, die Grazien und Nymphen als altmodig bey ihnen verdrängt haben, aber unter ihren Händen eben so nichtssagende abentheuerliche Zeichen und Puppen werden, als sie es gewöhnlich in den deutschen Klosterkirchen sind.

Um mit dem Demokrit zu schließen, empfehlen wir noch unseren Verfassern zur Aufnahme in den nächsten Jahrgang folgendes, dem Einsender bekannt gewordene Sonett, von einer zwar technisch ungeübten, aber natürlich geistvollen Hand :

Die Blume ist in Liebe hoch entbrannt,
Die Kelche wollen alle aufwärts dringen,
Und an die Sterne ihre Fäden schwingen,
Zu fassen Wurzel im azurnen Land.

Es überschäumt der Most den goldnen Rand,
Die Tropfen selbst im Becher widerklingen,
Und Kindlein, welche Schmetterlinge fingen,
Fahn Psyche'n nun an jeder grünen Wand.

So muß das Alte wohl sich neu gestalten ;
Denn alle sitzen um den süßen Brey,
Und die noch nicht die Löffel können halten,

Sie legen doch getrost ihr täglich Ey ;
Und beten an das hohe Wunderkreuz,
Das aufgerichtet, aller Welt zum Kreuz.

MZ.

b. Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, Nr. 120 (23. May) 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) HAMBURG, b. Schmidt: *Erzählungen und Spiele.* Herausgegeben von *Wilhelm Neumann* und *Karl August Varnhagen.* 1807. 364 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) BERLIN, b. Maurer: *Eros.* Von *Wilhelm Eulogius Meyer.* 1805. 188 S. kl. 8. (14 Gr.)

Man muß den Poeten Nr. 1 zugestehen, daß es nicht leicht ist, mit ihnen fertig zu werden; womit wir eben nur von diesen, nämlich den Herren *Neumann, Varnhagen, Chamisso* u. s. w. reden; denn fern sey es von uns, sie irgend Jemand weiter zur Last zu legen und zuzugesellen, als sich selber. Deßwegen aber ist der Kampf mit ihnen schwer, weil sie immer wiederkommen und immer in hellen Haufen, und dann doch ein jeder von ihnen insbesondere Rechenschaft von dem Überdruß fodert, den ihre Ziererey im Ganzen erregt; ferner weil sie, selbst schon Parodie, noch unermüdlich sind, sich selber zu parodiren, einige sogar mit keckem Wissen und Willen, und so der einzigen Waffe sich bemächtigen, die es Kurzweile machen könnte gegen sie zu gebrauchen. Lassen wir sie also gewähren, indem sie es einmal nicht lassen können, zu seyn wie sie sind, und geben nur an, was diese Sammlung enthält; wo denn zuförderst das Gute darin nicht ihnen gehört. Für die Übersetzung zweyer Novellen, die eine des Boccaz, die andere des Macchiavell, würde man Hn. *Neumann* gern verpflichtet seyn, da die erste, die sich nicht im Decameron befindet, weniger bekannt, und die andere zwar bekannt genug — es ist die, wo der Teufel auf die Erde kommt und ein Weib nimmt — indeß doch immer gern gelesen wird, obschon die Behandlung, besonders gegen die des Boccaz, ziemlich trocken erscheint. Allein Hr. *N.* hat sich auch diesen Dank etwas verkümmert durch seine Art, das Italiänische ins Deutsche recht eigentlich zu übertragen, so daß man es wörtlich wieder daraus zusammensetzen kann. Es ließe sich daher dieser Versuch auf den ersten Blick für die Übung eines Tertianers halten, wenn man nicht mit der vollkommensten Gewißheit annehmen dürfte, daß solche reife Grundsätze den Übersetzer geleitet haben, wie er sie etwa den ersten Meistern in diesem Fache zutraut, welche das Colorit und die Wendung einer fremden Sprache, in so weit sie Eins mit dem Werk ist, auszudrücken bemüht sind, und eben hieran die Bildsamkeit der deutschen Sprache üben, daß sie dennoch vermeiden, ihr dabey Gewalt anzuthun. Hr. *N.* hat das auf folgende Art ausgeführt: „Eines Tages mehr als gewöhnlich von sehr schweren und unzähligen Leiden *angefallen mich befindend*" u. s. w. oder: „Und eines Tages mit seinen Vertrauten, Baronen, und Begleitern in solcher Kunst sich *übend*, geschah es, daß ein scharfzähniger Eber ganz schäumend und mit gesträubten Borsten vor ihm *hinlaufend*, vorbey kam und er ihn *sehend*, spornte sogleich das rasche Pferd, und mit dem Schwerdt in der Hand ihn *verfolgend*" u. s. w. Wenn er sich nun solchergestalt dem Originale anzuschmiegen sucht, versäumt er es nur in der Kleinigkeit, daß er zwar ebenso italisch aber nicht gefällig zu lesen ist. — *Benigna*, ein dramatisches Spiel von *Varnhagen*, hat recht artige, dunkel und hell assonirende Verse, aber sie wollen im Ganzen weder Licht noch Schatten geben, und es gehört vermuthlich mehr dazu, ein tragisches

Tableau, wie dieses seyn soll, auf eine lebendige Weise aufzustellen, als daß ein Vater Sohn und Tochter tödtet, daß ein Lied zur Leyer gesungen wird, und einige rasche Trochäen an den Calderone erinnern, die eben darum jeden Freund des Calderone mit Widerwillen erfüllen müssen. — *Nero* und *Cato* ein Gespräch von + und *Fabio* und *Clara*, eine Novelle von Rosa Marie, wollen wir, das erste als gänzlich verfehlt und geschmacklos, die andere als gar unschädlich und unbedeutend, übergehen; die Beyträge des *Pellegrin* aber deßwegn, weil wir ihnen eine andere Stelle wünschten; sie vermögen an sich nicht für die schlechten Nachbarn zu bezahlen; in besserer Gesellschaft aber könnten sie vielleicht auch besser werden. — Was kann man zu der Vision: *Adelberts Fabel* oder dem Mährchen *Alfonso* sagen, als daß sie nachgemachte Schatten von Schatten sind, aller ursprünglichen Kraft und Wesenheit ermangelnd; vergebens ruft Adelbert: „Karfunkel, du meiner inneren Selbstmacht", und entdeckt griechische Worte auf einem Talisman und hat beym Erwachen sein Antlitz gewendet gegen die in Osten aufsteigende Sonne — es wird ihm nichts helfen, es sey denn, daß er endlich einmal das θελειν! in Wirksamkeit setzte, um vernünftig zu werden. Ebenso würde nur ein Machtwort das einzige noch rückständige Urtheil über die vielen biographischen Gedichte und Sonette von *Neumann* und *Varnhagen* sprechen können; man müßte ihnen nämlich geradezu verbieten, ferner welche zu machen. Daß sie von diesem eigenmächtigen Entschluß weit entfernt sind, drückt unter anderen folgendes Sonett mit muthigem Muthwillen aus:

Hier ist von meinem innern Selbst ein Theil,
Was grade nun so zu Sonetten ward;
Dünkt euch darin auch mancherley zu hart,
So ist auch manches, was zu weich, drin feil.

Hier noch zieht an der Sehnsucht Narrenseil
Das arme Herz in gar demüth'ger Art;
Doch wuchs seitdem mir um das Kinn der Bart,
Und mit dem Bart hoffärth'gen Muthwills Heil.

Mag gut seyn oder schlecht, falsch oder treu,
Weint oder lacht, ich lach und weine mit,
Wißt ihr, was Demuth und was Hoffarth thut?

Doch ob ich Lob und ob ich Tadel litt,
Von Thoren, Weisen, weinend, lachend: neu
Quillt stets das leichte rasche Jugendblut.

Das heißt so viel: wir müssen warten, bis das Wasser abläuft.

Über das Ganze wollen wir noch die Bemerkung machen, daß unsere Dichter aus der jugendlichen Periode des Ernstes in die männliche des Spaßes überzugehen anfangen, und so es in allem Anderen gleich thun, und nirgends zurück bleiben wollen, wo ihnen denn bald auch die ernstliche gute Absicht, die sie doch noch zu hegen schienen, verloren gehen möchte, und der letzte Spaß fader wie der erste wäre.

Nicht vom Zufall geleitet, sondern wohlbedacht, stellen wir den *Eros* Nr. 2 mit jenen Spielen zusammen, jedoch nicht um dem Eros wehe zu thun, sondern weil in ihm erscheint, wie da, wo ein glückliches Naturell wenigstens

vorhanden ist, auch das nicht originelle, nicht ganz entschiedene Talent sich Liebe erwirbt. Wir halten dafür, daß sich das Büchlein eben wegen der Nachsicht, die es bedarf und die es verdient, Eros genannt habe; es könnte zum Theil auch Eris heißen, wegen des satyrischen Drama's *von heute*, welches wirklich dem übrigen, aus lyrischen Gedichten, einem kleinen Liebes- und Bildungsroman bestehenden Theil selber den Streit anbietet. Auch für eine *Laune* unseres Eros können wir jenes gelten lassen, der überhaupt noch nicht immer genau weiß, was er will. Besonders zeigt er sich in dem Roman sehr schwankend; mitunter spricht, charakterisirt, portraitisirt er sinnvoll und gescheut, in der Hauptsache herrscht aber eine gewisse Unverständigkeit, die davor nicht verständig werden will, daß sie zu wissen scheint, sie ist unverständig. Allenthalben thut sich nun manches Nachgeahmte, Nachgesungene hervor, aber ohne Affectation, tändelnd und fröhlich; und um einen Maßstab zu geben, wie weit das Eigene bey ihm geht, indem er sich das Fremde aneignet, setzen wir gern folgendes Gedicht her:

Unser Amor.

Nicht nach den uralten, uralten Geschlechtern,
Jener brausenden
Innig umstrickenden,
Ränke bedürfenden
Götter,
Fragt euch und sehnt euch,

Laßt immer sie hausen,
Buhlen und schmaußen,
Sind doch ja nur Gäste
Bey Jupiters Feste,
Hungernde, durstende,
Durstende, hungernde.

Einen nur haltet,
Der schaffet und waltet,
Locket und necket
Beseligt und schrecket,
Im Wolken- im Erdkreis,
Im Erden- im Wolkenkreis.

Alle verführt er,
Alle erspürt er
Die heimlich den Funken
Im Herzen versunken,
Klagen und tragen,
Tragen und klagen.

Und gilt auch sein Stimmchen
Im Rathe der Götter
Auch wenig, auch nichts;
So plaudert sein Stimmchen
Trotz Rathen der Götter,
Doch Allen voran.

Geht auch im irdischen, groben Gedränge
Psyche, die Gattin,
Die Ewigkeitschauende
Seele des Lichts, Licht in der Seele
Ihm manchmal verloren
Dem lockeren Schelm:

So sprudelt er dennoch
Im Leben hoch auf,
Sprudelt im Herzen,
Und treibt ihn durch Schmerzen
Den trübe Gebornen
Zum Himmel hoch auf.

Lockt sie ins Hüttchen
Mit zuckernen Dütchen,
Durch üppigen Waldschein
Hinein, hinein.
Verschließet die Riegel,
Drückt jauchzend das Siegel

Der Seinigen drauf,
Der Seeligen drauf.

Mit künstlichen Sylbenmaßen mühet er sich nicht ab; aber alles Gefällige und Schwebende des Klanges steht ihm so zu Gebot, daß man über den Sinn zuweilen leichter hinwegzuschlüpfen geneigt wird; man weiß doch, es ist leichter Sinn, und soll kein Tiefsinn seyn. Anderen, und zwar solchen Poësien, die aus mehreren kleinen Gedichten bestehen und dramatisch behandelt sind, kann man das Gedachte nicht absprechen, obwohl sich eine recht durchgreifende Conception des Ganzen nirgends zeigt. Eins dieser Gedichte ist *Goethe's Geburtstag* überschrieben; es sind da verschiedene Personen aus den Werken des Dichters contrastiert und wiederum verbunden, um ihn zu verherrlichen. *Faust* spricht zu *Iphigenien*, der Unvollendete zur Vollendeten, (das heißt der seiner Natur nach, nicht als Gedicht, Unvollendete), sie zu ihm, sich abwendend von ihm, beide aber zu ihrem gemeinschaftlichen Schöpfer sich hinwendend, wo aber *Reinike* dazwischen berichtet, daß eben *Tasso* bey dem Dichter ist, der dann von ihm gehend, mit seinem eigenthümlichen Ungestüm, die Begeisterung, die Nacheiferung ausdrückt, die dieser in ihm erweckt hat. *Egmont* und *Werther* reden zusammen, dieser sich an die Stelle des Helden, der Held in die des Liebenden sich versetzend. Zu *Egmont* kommt *Götz von Berlichingen*, und begrüßt ihn mit einigen Stanzen, von denen wir die erste wenigstens einrücken wollen:

Wie aus der Felsen dunkeln Mooseritzen,
Hoch über Sturmesfluth und Meereswinden,
Wie sich auf eines Berges Wolken Spitzen
Zwey königliche Adlerhelden finden,
Die Braut*) zu tränken in den Sonnenblitzen:
So auch zwey freye Herzen, die sich finden.

*) Es heißt im Original: „Brust" (Anm. d. Herausg.).

Sie fliegen auch in heldengleicher Wonne
Zur goldnen Freyheit auf, zu ihrer Sonne.

Meister schließt mit der Wiederholung der letzten Zeilen jener Stanzen:

Was fromme Helden fochten, Dichter sangen,
Ist doch nur Einer Seele Gottverlangen.

Von dem oben erwähnten Drama ist die Skizze folgende: Der Vater war genöthigt, seine eben mutterlos gewordene Familie auf eine Zeitlang zu verlassen und vertraut sie der Obhut eines Hofmeisters, der der erste ist, sich der Verrücktheit, und zwar einer gereimten zu übergeben. Der älteste Sohn (von 15 Jahren) wird ein arger Renommist, Rächer alles Unbildes, Verächter aller hergebrachten Sitte, Spieler, wirft dem Minister die Fenster ein u. s. w., der jüngere macht Schauspiele. Sämtliche Dienerschaft schlägt der jungen Herrschaft nach; die Bedienten und Köchin führen das Stück des jungen Herrn: Aeneas und Dido auf. Die Cousine des Hauses kann sich kein größeres Vergnügen denken, als den rohen Vetter zu bilden, nicht um des Vetters, sondern um des Bildens wegen, wird aber mit derben Wahrheiten von ihm angelassen, wie auch die übrigen Thoren. Endlich sendet der Vater den Dorfschulmeister in die Stadt, um nachzusehen, wie es im Hause steht, der ihm dann die Bescherung berichtet; er kommt selbst, einige Polizeydiener in Betreff des ältesten jungen Herrn mit ihm. Nachdem die gehörigen Maßregeln getroffen sind, um Ordnung herzustellen, giebt der Dorfschulmeister schlüßlich folgendes Sentiment von sich, das wir in manchen Bezug nicht anders wie billigen können:

(an's Parterre, indem er eine Ruthe vorhält):

Dieß war die harte Zucht der alten Zeiten.
Auf Eseln ließ man da die Jugend reiten;
Da kam in ihrem parfümirten Kleid
Die heutige, die liebe *neue* Zeit.
Es hieß, die Esel wären aus dem Thor. –
Die Menschheit kommt mir doch bedenklich vor.
Was besser frommt? Gott in der Höh sey Richter,
Ich mein' ob span'sches Rohr, ob span'sche Dichter?

Das Ganze ist nun wahrhaft ein Spiel, alles luftig und lose ins Blaue hin, auch ohne Groll gehalten; die Verse und Diction allerliebst — eine Entzückung des Schauspieldichters, der sich im Geist auf weiter Bühne aufgeführt, herausgerufen, seinen Namen durch alle Welttheile getragen, endlich gar sich vom Papst die Dichterkrone aufgesetzt erblickt, ist unvergleichlich. Bey alle dem fehlt auch hier die innere Gründlichkeit, welche selbst dem Spiel nur scheinbar mangeln darf, wenn es auf einige Dauer rechnen will; und wir wagen nicht, viel über das bereits Geleistete hinaus von dem Vf. zu hoffen, so sehr er Anlaß giebt, es zu wünschen. Bliebe es aber auch hiebey mit der ihm verliehenen Gabe, so hat sie doch immer eine heitere und frische Stunde gewährt; ein Ruhm, dessen sich unsere obigen Bekannten nicht zu erfreuen haben, die wir überhaupt gern, wenn es nicht unhöflich wäre, an den Dorfschulmeister verweisen möchten. N + d.

---

2. Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, Nr. 65 (18. März) 1805.

Kleine Schriften.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin* u. *Wien*, b. Nathan u. Comp.: *Nathan der Weise. Schauspiel von Lessing.* Travestirt und modernisirt in fünf Aufzügen. 1804. 96 S. 8. (6 gr.)

Das travestirende Geschlecht nimmt so sehr überhand, daß man sich von einem neuen Versuche in der Gattung nicht leicht mehr, wie von den neuesten, verspricht. Dieser übertrifft aber durch seine Schlechtigkeit sogar eine billige Erwartung. Es ist eine Satire ohne Salz und ohne Sinn, ohne Lustigkeit, und ohne Object; wenigstens fällt es schwer, dieses herauszufinden. Soviel läßt sich mit einiger Sicherheit sagen, daß es politisch, und nicht literarisch damit gemeint ist. Saladin figurirt den Helden des Zeitalters, Recha, das aus Loretto entführte, ins Leben versetzte, einem argen Juden in die Kost gegebene und von Saladin wieder eingesetzte Muttergottesbild. Die Erzählung des Nathan handelt von Ordens- statt von Glaubensbrüdern; *Lessing* wird als Derwisch noch besonders gemißhandelt; Sittah stellt sogar eine von den kaiserlichen Schwestern vor, aber es zeigt sich überall kein deutlicher Zusammenhang, außer dem einer durchgängigen Plattheit; der wir es überlassen wollen. Bff.

Ohne Druckort und Jahrzahl: *Poetische Versuche von Wilhelm Calezki.* 192 S. 8. (12 gr.) An dieser kleinen, auf graues Papier, ohne Ortsangabe, gedruckten Sammlung ist nur die Kühnheit merkwürdig, dergleichen ihrer Majestät, der Königin von Preußen, zuzueignen, als ob die Sonne das Unkraut in Blumen verwandeln könnte. Obige Versuche verrathen nicht einmal einen jungen Studirenden, der seine dürftige Anschauung in ein paar Bogen Reime bringt, sondern weit eher einen wandernden Handwerksgesellen, dem die Musen in *seiner* Sprache antworten, wie er selbst berichtet:

Herab! (vom Pegasus) was käme davon her?
Daß Du erschienst ein Bärenhäuter etc.

Bff.

Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, Nr. 153 (28. Juni) 1805.

Schöne Künste.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Korn: *Poetische Schriften* von *Sam. Gottlieb Bürde.* 1805. Zweyter Teil. 378 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese zweyte Sammlung begegnet weder glänzenden Erwartungen, noch scheint sie dergleichen Ansprüche zu machen; sie gleicht der ersten in der Stille, die auf den Blättern ruht, und angenehm mit geräuschvollern und nicht gehaltreichern Schriften contrastirt, so wie in der Eintönigkeit der Formen, welche keine Spur eines neueren Studiums verrathen, und enthält noch mehr Übersetzungen, wie jene. Die erste Abtheilung oder das vierte Buch giebt uns Elegien nach dem Englischen, theils beschreibende, theils didaktische Poesie, in welchen sich der Vf. von jeher am besten gefiel, und sein Talent an den englischen Vorbildern dieses Faches anzündete, und standhaft übte. Eine reine

fließende Sprache, und die Melodie von *Grays* Dorfkirchhof geht durch alle hindurch. Eins derselben: das *Nonnenkloster* ist eine bestimmte Nachbildung von jenem, in welcher die dramatische Seite, die Einführung des elegischen Sängers, gezwungen erscheint, und der Gegenstand der Klage einer ziemlich scherzhaften Deutung fähig seyn würde. Wir führen folgende Strophe als Probe der *Verdeutschung* des englischen Originals an.

Manch' Mädchen, Julien und Lauren gleich, verblüht
Hier ruhmlos; manche, die schon mit der Morgenröthe
Zum kleinen Garten eilt, und Blumen auferzieht,
Erzög' in einem Sohn uns einen andern Göthe.

Hierauf folgt *Alzire* für das deutsche Theater bearbeitet, das heißt, es ist ein gefälliger Auszug davon in nachlässig behandelten Jamben, bey welchem man ganz von der Forderung abgehen muß, daß hier eine französische Tragödie als solche wiedergegeben werden soll. Der Übersetzer hat nur den Stoff vor Augen gehabt. Er hat die Ausführlichkeit der Ausführung weggenommen, die Ecken und Härten der französischen Convenienz und die Eigenthümlichkeiten ihrer Rhetorik in einer weichen Haltung aufgelöst, die Intrigue nach den gewöhnlichen Ansichten besser geründet und in Handlung gesetzt, die Personen, wenn man will, natürlicher auftreten lassen, bey welchem Allen jedoch kein erhöhter Effect für die Bühne gewonnen werden konnte. Gusmann ist vom Anfang an etwas menschlicher vorgestellt, vermuthlich um seine Bekehrung am Ende besser zu motiviren; nur Einmal spricht er selbst hochmüthiger wie im Original:

Doch, was verlang ich? Gusmanns Vater soll
Um eine Gunst zu bitten, sich erniedern?

Je rougis, que mon père
Pour l'intérêt d'un fils s'abaisse à la prière.

Er läßt aber Zamor ein Kriegsgericht halten, bey welchem Zamor sich einschleicht, und ihn ermordet. Der Auftritt geht auf der Bühne selbst vor, nach deutscher Sitte, erzeugt aber den Mißstand, daß Zamor sich auffallend als Meuchelmörder darstellt, und der Vater Alvarez gar zu offenbar den Retter seines Lebens höher schätzt, als das Leben seines Sohnes. So entsteht leicht tiefer gegründete Unschicklichkeit, wenn eine Convenienz mit der andern vertauscht werden soll. Die vielen Erwähnungen der *grossiers climats*, und *sauvages vertus*, wodurch Voltaire die fremden Völker zu bezeichnen pflegt, bey denen er mit seinen Tragödien ziemlich rings in der Welt herumgekommen ist, sind unterdrückt worden; dafür geht Zamor einmal mit einer, der einzigen, lyrischen Strophe ab, die in einem hergebrachten Wilden-Gesang ihre Stelle finden könnte. Manche Stellen, die im Sinn des Originals zu den besten gehören, sind in der Bearbeitung verschmäht worden, z. B. *Manes de mon Amant, j'ai donc trahi ma foi etc.*

Alzirens Gebet für Zamor:

Grand dieu condui Zamore au milieu des deserts etc.

Wenn sie Emiren sagt:

Va, la honte serait de trahir ce que j'aime etc.

Statt ihrer Erklärung über den rettenden Ausweg, daß Zamor Christ werden solle:

Mais renoncer aux dieux que l'on croit dans son cœur
C'est le Crime d'un Lâche et non pas une erreur.
C'est trahir à la fois sous un masque hypocrite
Et le dieu que l'on sert, et le dieu que l'on quitte,
C'est mentir au ciel même, à l'univers, à soi.
Mourons, mais en mourant sois digne encor de moi.

antwortet sie hier auf Zamors Frage.

Sprich
Wie soll ich wählen?
— Wie dein Herz dir räth,
Sieh mir ins Auge! Heiter ist mein Blick.
Frey athmet meine Brust.

Worin man die hier unglückliche Reminiscenz an Thekla in Wallenstein nicht verkennen wird. So ist das Werk durchgehends aus dem bestimmten Gesichtspunkte gerückt worden, in dem es gearbeitet wurde, und dessen strengere Kenntniß dem Übersetzer sogar zu mangeln scheint. Innerhalb des eingeschränktesten und fremdesten aber kann noch eine entschiedene, ja eine erhebende Wirkung statt finden, für welche eine einseitige Erweiterung keinen Ersatz leistet, sondern nur jene aufhebt. Eine der Stellen, wo der Vf. sich dem Original am nächsten gehalten, und zugleich am glücklichsten übertragen hat, ist folgende:

De tout ce nouveau Monde Alzire est le Modelle,
Les peuples incertains fixent les yeux sur elle,
Son cœur aux Castillans va donner tous les cœurs,
L'Amérique à genoux adoptera nos mœurs,
La foi doit y jetter des racines profondes,
Votre hymen est le Nœud, qui joindra les deux mondes.

Alzire sie,
Der Stolz, die Zierde dieser neuen Welt,
Bringt Dir die Herzen ihres ganzen Volkes,
Zum Brautschatz; ihrem Beyspiel folgend, nimmt
Amerika Europens Sitten an;
Das heilge Band, das sie mit dir vereint,
Verknüpft die alte mit der neuen Welt,
Und jedes Herz schlägt nur für Spanien
Und für der Christen Glauben.

Von dem Versuche, *Wielands* Don Sylvio von Rosalva in ein Singspiel zu bringen, ist es besser, zu schweigen, indem dabey dem Urgedanken auch nicht ein Funken von Leben übrig gelassen ist, und wir ihn als völlig todt betrachten müssen. Mit mehrerem Vergnügen wird man bey den wenigen Bogen verweilen, welche mit eigenen Liedern und kurzen Lehrgedichten des Vf. den Beschluß machen. Jene ziehen durch gefällige Wendung ohne weiteren Reichthum an; das wichtigste der letzten ist nur nicht gleich und fortschreitend genug in seinem Gange; es wendet sich von höheren zu untergeordneten Ansichten hin und zurück, und da es weder neue noch große aufschließt, so hätte es um so mehr einer sorgfältigen Ökonomie bedurft.

Bff.

III. Eine gemeinsam von Schelling und Caroline verfaßte Rezension.

Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, Nr. 35 (11. Februar) 1806.

Schöne Künste.

Nachdem sich zufällig folgende Bruchstücke unserer schönen Literatur zusammen gefunden haben, welche ein Urtheil begehren: so will es sich fast zu langweilig anlassen, von einem jeden insbesondere mit hergebrachtem Ernst, ausführliche Rechenschaft zu geben, indem die meisten für sich so gut wie keine Stelle einnehmen; man versucht daher lieber sie in der bunten Verbindung zusammen zu fassen, welche ohnehin ihre natürliche ist, und freylich wiederum nur ein Bruchstück jenes vortrefflichen Congregats darstellt, das unserer vielseitig gebildeten Generation zur Nahrung dient. Futter für Pulver, Futter für Pulver möchte man mit Falstaff sagen, da er von seiner angeworbenen Mannschaft spricht, sie füllen eine Grube so gut wie andere. Die Lesewelt verzehrt die Bücher begreiflich um so schneller, wenn es ihr nicht möglich ist, sie zum zweytenmal nur anzusehen. Nicht sowohl dieses Instinctes ermangelt sie, als vielmehr desjenigen für die Lesbarkeit eines Buches überhaupt. Wäre es nicht die Pflicht einer Lit. Zeitung, diesem zu Hülfe zu kommen, so dürfte eine solche selbst mit so Manchem sich nicht befassen. Allein in dem Punkt der Lectüre, insofern sie als ein geselliges zeitvertreibendes Vergnügen betrachtet werden kann, ist in der That die äußerste Verwirrung eingerissen. Da sonst in der Societät Linien Statt finden, welche die verschiedenen Grade der Cultur auseinander halten, so giebt es hier gar keine Verzäu(n)ung; jeder nimmt Theil an allem, und eine Leihbibliothek ist ein öffentlicher Versammlungsplatz, wo der Unterschied der Stände das ganze Jahr hindurch aufgehoben ist, und beständige Saturnalien gefeyert werden. So vieles wird nur für die niedrigsten Klassen geschrieben; allein die vornehmsten verschmähen es nicht, und uns dünkt die Wirkung davon zeigt sich im Ganzen. Hiebey scheint es unbillig, Schriftsteller und Verleger ausschließlich zur Rede zu stellen. Sie geben sich der Verdammniß vielleicht nothgedrungen Preis, da die größere Wahl auf der Seite des Lesers bleibt, mithin auch die größere Schuld. Dem ungeachtet möchten die Urheber und Beförderer von folgenden Werken eine schonungslose Rüge verdienen:

1) Erfurt, b. Hennings: *Johanne Soutgate, die neue Prophetin in England. Ein Gemählde des Mysticismus aus unsern Tagen.* Aus den Memoiren des Herzogs von **ingham und den Ritualien des neu erstandenen Ordens Christi. Erster Theil. 1805. 382 S. Zweyter und letzter Theil. 286 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

2) Erfurt, b. Hennings: *Amalie Balbi. Eine wunderbare Vision, die ich selbst gehabt habe*, von *Theod. Ferd. Kajetan Arnold*, der WW.*) und Rechtwiss. Dr., Lehrer auf der Universität zu Erfurt. 300 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Erfurt, b. Hennings: *Die silberne Kuh vom Verfasser des silbernen Kalbes.* Erster Band. 1805. 386 S. Zweyter Band. 319 S. Dritter und letzter Band. 332 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

*) d. i. Welt-Weisheit (Anm. des Herausg.).

4) ERFURT, b. Hennings: *Das unglückliche Weib, ein Gemählde aus der jetzigen Welt.* Erster Band. 282 S. Zweyter Band. 222 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Diese industriöse Gesellschaft treibt die Büchermacherey auf das gröbste und mit Hintansetzung aller Achtung gegen das Publicum. Man kennt das räsonirende Verzeichniß ihrer Fabricate aus den öffentlichen Blättern; es wird auch jedem einzelnen angehängt und zwar gewöhnlich auf doppelte Art, indem auch noch in den Text selbst die Anpreisungen dramatisch eingeführt werden. Sie tragen außerdem das gleiche Gepräge auf eine merkwürdige Weise, da es zugleich sichtbar ist, daß sie nicht von der nämlichen Hand herrühren. Es ist hier der wahre Hexenkessel der Schriftstellerey; die verschiedensten Ingredienzen werden hineingeworfen, was aber herauskommt, verräth die gemeinschaftliche Werkstätte durch einen betäubenden Dunst und einen gewissen wahnwitzigen Anstrich. Bey vorliegenden Producten unterscheiden wir zwey Verfasser: den von Johanne Soutgate und Amalie Balbi, und den der silbernen Kuh und des unglücklichen Weibes. Der erste schreibt fließend, wie man es nennt, mit einer Art von Klarheit und Fülle gemeinen Ausdrucks; er nimmt seine Gegenstände von dem her, was Tag und Stunde eben an die Hand geben, wobey er, da er nicht selber erfindet, zwar immer etwas hinter der Mode drein bleibt, sie sich aber ganz bequem zurechtzumachen weiß. In Johanne Soutgate liefert er die Papiere eines jungen englischen Herzogs aus, der von vielerley Machinationen umstrickt, für, man weiß nicht, was für obscurantisch-illuminatisch-politische Zwecke gewonnen werden soll, und nebst den übrigen Werkzeugen zu Grunde geht. Hier gibt es also räthselhafte Ereignisse, welche aufgeklärt werden, Visionen, die in Rauch aufgehen, philosophische Fragmente und dergleichen Verzierungen. Als Gewährsmann hat sich am Schlusse einer Dedication an den König von England unterzeichnet: „Der Herausgeber, einer der ersten Staatsbeamten und Freund der Nation". Der Vf. scheut keine Mühe, um die Dinge recht zu beglaubigen; er läßt sich das Abgeschmackteste nicht verdrießen, und geht dabey mit einer Sicherheit zu Werke, als müsse es ihm bey einem oder dem andern Leser doch damit gelingen, die man beynahe für Ironie nehmen könnte. In Amalie Balbi trägt er, wie es scheint, sein eigenes Gesicht als Maske. Es ist uns freylich unbekannt, ob ein Hr. Dr. *Kajetan Arnold* zu Erfurt lebt und fähig ist, „vor Gott und aller Welt zu versichern, daß die Geschichte, die er hier erzählt, wahr sey"; allein der ganze Hergang, die Umgebungen des guten Mannes, der sich mit Schreiben solcher Bücher wie diese sind, durch die Welt bringt, sind so ungemein natürlich und wahr vorgestellt, daß sie das Zutrauen sogar für die nachfolgende Begebenheit gewinnen, so sehr diese übrigens von aller Wahrscheinlichkeit entblößt, und den Hauptzügen nach aus anderen ähnlichen zusammengesetzt ist. Jene Täuschung aber hat er mit einer originellen Hingebung seiner Person durchzusetzen gesucht, und man meynt deutlich wahrzunehmen, wie er sich die bekannte Wötzelsche Erscheinungsgeschichte wenigstens von der Seite mit wahrer Sympathie zueignete, wo dieser sich durch seine Erscheinung die Beruhigung ertheilen läßt: daß es ihm noch einmal besser in der Welt gehen soll. Er legt es jedoch nicht darauf an, sich selber betrügen, sondern bloß in ungefähr gleicher Bedrängniß sich selber helfen zu wollen. Auch will dieser Doctor der Weltweisheit keineswegs andere

zum Glauben an übernatürliche Dinge verleiten; er ist zufrieden, wenn man ihm die natürlichen glaubt. Die Vision, welche er gehabt hat, läßt er sich vollkommen in Nichts auflösen. Denn die Person, welche ihm als gestorben erschienen war, lebt am Ende noch, und begrüßt ihn in der Peterskirche zu Erfurt. Die Details dieser geistigen Verhandlungen stimmen mit den Blendwerken in der Johanne ganz überein, besonders finden sich die erscheinenden Frauenzimmer immer mit niedlichen gestickten Schuhen und wehenden Taffentkleiderchen ein.

Bei weitem nicht so erträglich finden wir den Vf. der silbernen Kuh und des unglücklichen Weibes. Das erste sind strafende Rhapsodien auf Fürsten, Völker und Zeitalter, in eine seltsame Geschichte von Attila und seine Zeitgenossen gekleidet, aus denen sich niemand einen gesunden Gedanken oder irgend eine Anschauung nehmen mag und kann. Diese drey Bändchen voll dichtgedrängter metaphorischer Umschreibungen und roher verworrener Schilderungen sollen humoristisch seyn. Wer etwa den Humor des Jean Paul zu leicht und geflügelt für sich fände, der möchte diesem formlosen Radotiren, wo alles an einander und nichts zusammenhängt, seinen Glauben gefangen geben. Der Vf. bildet sich wahrscheinlich ein, man dürfe nur Unsinn sprechen, so wäre gleich Methode darin, oder wo keine Methode sey, da müßte der Leser um so mehr Sinn vermuthen. Verschiedene Notizen und einzelne Laute, welche dumpf aus ihm wiedertönen nebst der — wenigstens scheinbaren — Aufrichtigkeit seiner Prätensionen lassen auf einen verunglückten Studirten schließen, der in die Hände der Buchhandelnden Seelenverkäufer gerathen ist; seine Manier aber zeigt, daß sie ihren rechten Mann an ihm fanden. Man kann diese kaum anders als durch sich selbst bezeichnen, weswegen wir einige Blätter, die ersten die besten, (zum Glück geht sehr wenig auf ein solches Blatt), hier einrücken. B. I S. 367—369. „Jeder will unsterblich seyn. Sonderbarer Gedanke. Der eine stürzt sich auf den Stolz, diesen Vorreuter, diesen Trabanten der Regenten, diesen Miethling der Niedern, diesen Schneider der Kleidung, diesen Bebrämer der Livrey, diesen Hanswürsten im Schauspiel, diesen Tänzer am Seile, diesen Ehrer der Gottheit, diesen Schwätzer von Religion, diesen Schurken des Trugs, diesen Teufel der Ehe, diesen Hahn des Verraths, diesen Engel der Verstellung, diesen Posauner der Weisheit, diesen Äffer des Gewissens, diesen Schindersknecht, diesen Diener des Gerichts, diesen Schmeichler der Großen, diesen Gefürchteten des Glaubens. Der Stolz brütete Wahrheit, Erkenntniß, Licht und Kraft, wie die Taube Eyer, und der Gelehrte Gedanken. Von jeher regierte er die Meinungen, diesen Maskenball der Affen, diesen Hexenmeister der Erscheinungen, diesen Besudler der Geschichte, diesen Pfuscher im Recht, diesen Beklekser der Religion. Religion ist wegen der Vielseitigkeit ein ausgestopfter Hahn, ein Pfau mit Federn, eine Nachteule im Dunkel und eine Lerche im Sonnenglanz etc.“ Gleich einem Wucherkraut rankt sich diese Schreibart ununterbrochen durch das ganze Buch fort. *)Eben so verrückt ist die Geschichte eines unglücklichen Weibes abgefaßt, einer Marketenders Tochter, die ihren Vater beständig ihren „Erzeuger“ nennt. Ihr Unglück bestand darin, lebenslang nervenkrank und verkrüppelt zu seyn, und das Merkwürdige ihrer Selbstbiographie in, wirklich bis zum Entsetzen getreuen, Darstellungen kranker Zustände, medicinischer Be-

*) Hier beginnt das Stück von Caroline (Anm. d. Herausg. vgl. unten S. 56).

handlungen, und mancher häuslicher Scenen in ihrer äußersten Nacktheit aufgefaßt. Oft nimmt die Schreiberin Begebenheiten und Personen als bekannt an, die nicht erwähnt wurden, oder deutet auf solche hin, die nicht kommen, und verräth auch dadurch convulsivische Anfälle, welche ihr jedoch Besonnenheit genug lassen, daß, indem sie ihre letzte Zuflucht bey einem Schriftsteller findet, sie Gelegenheit nimmt S. 214 B. 2 unter andern anzurühmen: Gott Wezels Zuchtruthe des Menschengeschlechts und das silberne Kalb. In Betracht des ersten ist es allerdings bemerkenswerth, wie Jemand, der um seinen Verstand gekommen ist, noch einen dergleichen finden muß, der ihn tragiret. Von dem letzten heißt es, „Hier finden sich die tiefsten Lehren im Gewand der Satyre, die kernigsten Speisen mit sokratischer Liebenswürdigkeit, ein Kern mächtiger Gelehrsamkeit, und was das schönste ist, so eingerichtet, daß jeder an dem Gericht Theil nehmen kann. — Jeder Gedanke ist eine Copie der Welt. In jeder Idee wird eine Paradoxie der alten und neuen Welt gerochen, sie treffen neben den Einsichten des Griechen, Perser, Indier, Deutschen und Franzosen jedesmal die feine Grenzlinie, wodurch eine jede dieser Nationen von einander abweicht etc." Man würde dieses gern für einen Zusatz von bloß merkantilischer Hand gelten lassen, besonders wie weiterhin das Buch: *Galoppaden und Bockspringe* doch allzu schamlos, offenbar dadurch empfohlen werden soll, daß „die Sage gehe, sie wären sehr schlüpfrig geschrieben, könnten aber als ein historisches Denkmahl mit Wort und Werken belegt werden;" allein es sind diese *Hors d'œuvres* mit dem Innern der Werke nur zu sehr aus gleichem Stück. Durch eine glückliche Wendung schließt jener Selbstrecensent mit den Worten: man würde „sich einen Begriff von der Scheuslichkeit eines Zeitalters machen können, in dem solche Farçen erschienen" — was ihm gewissermaßen nicht abzuleugnen steht.

5) DRESDEN, b. Arnold: *Röschens Geheimnisse von dem Verfasser des Weibes wie es ist.* 1805. Zwey Theile. 260 S. 8. Dritte durchaus verbesserte und wohlfeile Ausgabe. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diesen Geheimnissen müssen wir nachrühmen, daß sie nicht so verfänglich sind wie ihr Titel es andeuten könnte, nämlich nichts weniger als verführerisch. Man empfiehlt sie sogar hie und da den Frauen als eine nützliche, zur Selbstkenntniß führende Lectüre. Bey alle dem ist diese moralische Seite die schlechteste an ihnen. Denn sie stellen nicht etwa das Bild eines weiblichen Wesens auf, das durch lockende Umgebung und gewöhnliche Schwachheit in den Irrgarten der Liebe gezogen wird, sondern eines solchen, das ganz ursprünglich dazu bestimmt ist, sich, wie es die Umstände eben wollen, mißbrauchen zu lassen; eines Röschens, das schon in der Knospe welk war, und eine unverdorbene Jugend nur durch die Gestalt heuchelt. Ihr anfängliches Verhältniß zu dem Hofrath und die erste Unterhaltung mit ihm zeigt hinlänglich, wie wenig sie im Stande war, auch nur die gemeinste Schonung einzulösen, und jede nachfolgende Begebenheit ist entweder innerliche, oder äußerliche Entehrung, ohne Charakter und ohne Leidenschaft. Ein solcher Spiegel der Weiblichkeit, wo sie in einer gänzlichen und waffenlosen Leerheit angenommen wird, kann in der That nichts beytragen ihrer Würde aufzuhelfen; und das Weib *wie es ist* im Sinne *dieses* Vf. ist ganz und gar werth jenes anderen bekannten Tugendspiegels des Weibes *wie es seyn sollte.* Niedrigkeit der Ansicht hat auch manche Ungeschicklichkeit in der Darstellung

nach sich gezogen. Die endliche Reue und der Eintritt ins Kloster sind bloß zufällig herbeygeführt; es findet sich im Vorhergehenden nicht die mindeste Anlage dazu. Am besten ist das Verhältniß Röschens zu ihrem rechtschaffenen, jedoch trocknen und langweiligen Gatten behandelt. Der Vortrag ist gerade so belebt und correct, als man ihn jetzt bey der allgemeinen Verbreitung der schönen Wissenschaften auch von jedem halbweg gewandten Handelsdiener erwarten könnte. Unbekannt mit den übrigen zahlreichen Producten dieses Schriftstellers, der unter die beliebten gehören soll, darf man doch wohl dieses, durchaus verbesserte und wohlfeile Röschen, als einen Maßstab seines Talentes annehmen, von dem wir dann gestehen müssen, daß es sich durch nichts auszeichnet.

6) Rudolstadt, b. Langbein u. Klüger: *Nettchens Hochzeit* von *Karl Gottlob Cramer.* 1805. 248 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir loben uns dagegen Nettchens Hochzeit in Kapiteln mit gereimten Überschriften und in Hn. *Cramers* lustiger und lauter Manier nach folgender Melodie abgefaßt:

Wer kameralistisch die Liebe betrachtet,
Und sündlich die Stimme des Herzens verachtet,
Der ist in der Schöpfung die schändlichste Null,
Ist Sclav wie der König und frey wie John Bull.

7) Elberfeld u. Leipzig, b. Büschler: *Züge edler Liebe in Erzählungen nach wahren Geschichten.* 1805. 295 S. 8.

Die Züge edler Liebe sind freylich für ein edleres Publicum als das des Hn. *Cramer,* insofern wenigstens, als ein solches durch das völlig unbedeutende, kaum nennenswerthe, entweder nicht beleidigt oder wohl gar befriedigt wird. Es sind keine historischen Züge, sondern sämmtlich von der Erfindung des Vf., obschon der Arzt *Zimmermann* in der letzten Erzählung eine Rolle übernehmen mußte.

8) Leipzig, b. Hinrichs: *Elmonde, das Kind des Geheimnisses,* nach dem Französischen des *Ducray-Duminil,* bearbeitet von *K. L. M. Müller.* 1805. Mit Kupfern. 1 Theil. 198 S. 2 Theil. 174 S. 3 Theil. 183 S. 4 Theil. 169 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Wer aber, von mehr oder weniger Bildung abgesehn, ganz unbefangen etwas lesen will, das ihn wirklich unterhalten und zerstreuen könne, dem dürfen wir Elmonde empfehlen. Es ist kein Roman aus der geselligen französischen Welt, sondern aus der abenteuerlichen, weßwegen denn die Scene nach den Pyrenäen verlegt ist, mit einem mäßigen Anflug der englischen oder vielmehr diabolischen Phantasie von Anna Radcliff. Da er nur mäßig ist, so hat man hier keine gräßliche Behandlung zu befahren; ein milderer Geist behauptet das Uebergewicht, und zeigt sich in den durchaus geschonten, nicht ohne Anmuth gedachten Situationen, wie selbst in der sittlichen Liebenswürdigkeit Elmondens. Ihre stille Besonnenheit macht einen interessanten, und doch nicht sich aufdrängenden Gegensatz mit der unbesonnenen Jugendlichkeit Ihres Vetters und Geliebten. Auch die übrigen Charaktere, besonders die der beiden Brüder sind mit mehr wie gewöhnlich individueller Wahrheit gehalten; die tragischen Bestandtheile sind nicht unverständig über einander geworfen, und finden ein hinlängliches Motiv, wenigstens insofern sie sich auf

die gekränkte Ehre des einen der Brüder gründen. Dabey macht das Werk keine andere Prätension, als die Theilnehmung so lange zu beschäftigen, bis es zu Ende ist. Die Uebersetzung liest sich leicht weg, und das ist alles was man bey Producten von dieser flüchtigen Natur zu fodern hat.

9) Berlin, b. Unger: *Liebe und Entsagung*, von der Verfasserin (der) *Maria Müller*. 1805. Zwey Theile. 352 S. 8. 1 Rthlr. 8 gr.)

10) Berlin, b. Maurer: *Zoe. Ein hohes Ideal zarter Weiblichkeit.* Aus dem Archive der Familie von E— gezogen von *Julius Grafen von Soden.* 1805. 261 S. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. (21 gr.)

Obschon Elmonde den Uebergang beträchtlich erleichtert, so könnte es doch frevelhaft scheinen, *Liebe und Entsagung* und *Zoe* in diese Reihe zu ziehen, allein sie liegen vor dem Rec., gleich gegebenen Endreimen, denen nicht auszuweichen ist, und die er nur dadurch anzuknüpfen weiß, daß er erklärt, dieses seyen nun ganz und gar Werke von Stande. Das erste ist zugleich von dem feinsten Anstande, und sowohl in diesem Betracht wie in Ansehung der ungezwungenen und gefälligen Sprache einer weiblichen Feder würdig, ob es gleich die weiblichen Ansprüche auf Genialität nicht höher steigern wird. Es läßt sich nicht leicht ein treffenderes Wort zur Charakterisirung desselben sagen, als schon irgendwo darüber gesagt wurde, daß man es nämlich mit dem vergleichen könne, was in der Mahlerey ein Stilleben heißt. Innigkeit der Empfindung, Reinlichkeit und Eleganz der Umgebung lassen sich in einem solchen vollkommen wohl ausdrücken: nur dieses ist hier zu suchen. Die ganze Art und Weise, wie sich die Unbekannte, mit der wir hier bekannt werden, ankündigt und entwickelt, der Aufenthalt in der ländlichen Mühle, die Zierlichkeit in der engen Beschränkung dieser Existenz, alles ist in jenem Sinne ausgeführt; ja eine Mühle macht schon für sich ein dergleichen Tableau, wie sie, mehrentheils einsam, halb unter Bäumen versteckt, auf frischem Wiesengrunde im Thal, und ganz nothwendig am Wasser gelegen, das Auge an sich zieht, und durch das bewegliche Rad eine lebendige Bedeutung kund giebt; es ist daher ein wahres Glück, daß dieses romantische Princip seiner anderweitigen entschiedenen Brauchbarkeit wegen, nicht wie Klöster und Ruinen befürchten darf, aus der Landschaft je ausgerottet zu werden. — Die Geschichte unserer Heldin hat Aehnlichkeit mit der ebenfalls von weiblicher Hand verfaßten Gräfin Pauline; auch sie liebt einen Fürsten und entsagt ihm; freylich ist sie nicht Heldin bis zu dem Grade, wie jene eine Wunde und verunstaltete Schulter davon zu tragen, oder Gouvernante der fürstlichen Kinder zu werden, sondern sie ersinnt den für ihre Lage sehr schicklichen Ausweg, der Welt und dem Geliebten für todt zu gelten, und sich, jedoch mit allen ihren Reizen, in eine liebliche Einsamkeit zu begraben, wo man sie mit Vergnügen findet, und ohne Schmerzen verläßt.

Was nun *Zoe* betrifft, so verletzt dieses Buch zwar den höheren Anstand nicht, indem es, selbst von einem hohen Standpunkt aus, Convenienzen und Sitten richtet; indessen hat sich der Vf. doch bereits gegen solche Vorwürfe zu verwahren gehabt, und gleich anfangs den Wunsch geäußert, daß man die letzte Seite — man darf wohl sagen die letzte Zeile — nicht ungelesen lassen möchte, „um die moralische Tendenz nicht zu verkennen“. Vielleicht hätte er mehr Ursache zu wünschen, daß man die ersten Seiten übersähe, als die letzte läse. Denn wer das Werk nach der Richtigkeit der

Sätze beurtheilen wollte, welche der Vf. in der Vorrede logisch und lakonisch zusammen zu drängen sucht, der würde etwas gar sehr verkehrtes davon erwarten dürfen, was er am besten ganz ungelesen ließe. Wir wollen ihm Schritt vor Schritt folgen, insoweit es ohne Sprung möglich ist. „Darstellung von Begebenheiten ist nur *Kronik.*“ Da der Vf. so weit mit der Construction eines Werkes zurückgeht, das nicht im mindesten an den Begriff von Kronik erinnert (es müßte denn ganz leise an das seyn, was man *Chronique scandaleuse* nennt): so ist es nicht recht, daß er die *Tradition*, als das allererste, hinter sich zurück läßt, und die *Geschichte* neben sich vernichtet, indem er mit jenem Satze jede Darstellung von Begebenheiten leugnet, die nicht *Kronik* ist. „Der Charakter des Romans ist *Einheit* und Einheit ist *Ruhe* im Gemählde.“ Hier ist plötzlich von etwas anderem die Rede, wobey das Hauptwort verwechselt zu seyn scheint, vielleicht vom landschaftlichen Gemählde: vom Roman möchte man eher glauben, daß Vielseitigkeit, zwar in Einheit und Bewegung, sein Charakter sey. „*Eine* Empfindung muß der Roman aussprechen und nur *Eine.*“ Bisher hat man dieses von dem, dem Roman sehr entgegenstehenden lyrischen Gedicht angenommen. Das kommt nun davon, wenn die Tradition so schmälich vernachlässigt wird. „Dann ist er wahr.“ Doch wohl nur subjectiv angesehen? „Wer diese Empfindung, diese Wahrheit in Zoe nicht findet, hat das Buch — *nur gelesen.*“ Dagegen ist nichts einzuwenden, denn man braucht nicht einmal mehr zu thun, als es zu lesen, um jene zu finden. Die Eine Empfindung liegt am Tage, mithin auch die Wahrheit; denn jede Empfindung ist, als Empfindung, wahr. Der Vf. hat ein edles Streben, viel Scharfsinn, Bekanntschaft mit Altem und Neuem, Stellen aus Classikern und französische Opernverse, und eine sehr gelehrte Kenntniß natürlicher Rechte und künstlicher Sitten aufgeboten, um eine ungezähmte Freyheit des Geistes und Herzens in Sachen seines Zöglings zu vertheidigen, kraft welcher dieser — jede Frau begehren und auch nehmen darf, die ihm gefällt. Nur diese Eine Empfindung begeistert den jungen Mann. Wir zweifeln nicht, daß den übrigen Worten der Vorrede gemäß, wenn „der Cyklus geschlossen ist“ er den Gebrauch dieser Freyheit von sehr beschwerlichen Folgen finden, und die moralische Tendenz sich dergestalt genugsam offenbaren wird. Ja er ist wirklich am Ende dieses Theiles schon so weit damit gekommen, daß er Zoe, welche, von griechischer Abkunft, doch hierüber die hier zu Lande übliche Gesinnung hegte, als das Opfer seiner Unfesselbarkeit, vor seinen Augen sterben sehen muß, und diejenigen, welche seine Liebe mit ihr theilten, im Schmerz um sie versunken. Mit der letzten Zeile tritt sogar höchst unerwartet die leichtsinnigste ihrer Nebenbuhlerinnen noch ein, und schließt durch ihre Erscheinung das Thema mit einer schreyenden Dissonanz. — Dem Vf. sind die Briefe und Räsonnements, in denen die Eine Empfindung abgehandelt wird, also der lyrische Theil, besser gelungen, wie der erzählende, in welchem der rasche Ton und pragmatische Nachdruck der beabsichtigten Ruhe im Gemählde sehr widerstrebt.

Indem wir hierauf mit Friederike Weiß und ihren Töchtern:

11) Berlin, b. Frölich: *Friederike Weiß und ihre Töchter.* Eine Geschichte herausgegeben von *E. C. Trapp.* 1805. 388 S. 8. (1 Rthlr.)

schließen, fallen wir freylich in den leutseligsten Ton der Bürgerlichkeit hinab, indessen behauptet dieses Buch im Nützlichen eine so ehrenwerthe Stelle, daß

man wohl von ihm sagen kann: die ersten werden die letzten und die letzten werden die ersten sein. Es enthält die Geschichte einer Mutter nebst ihren Töchtern, die sich durch Gebet und Arbeit aus einer kümmerlichen Lage heraus und mit Ehren durch die Welt helfen. Wer eine redliche Mutter in ähnlicher Verfassung und junge, unverdorbene Frauenzimmer kennt, welche zum Dienen bestimmt sind, der stehe ihnen mit diesem Buche bey, dem viele, theils geistliche, theils weltliche Lieder, und mancherley brauchbare Vorschriften für Wirthschaft, Krankenwartung, Behandlung der Kinder u. s. w. mitgegeben sind.

Bff.

Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, Nr. 42 (19. Februar) 1806.

Berlin, b. Unger: *Bibliothek der Robinsone in zweckmäßigen Auszügen, vom Verfasser der grauen Mappe.* 1805. Erster Band. 406 S. 8. Mit Vignetten. (1 Rthlr. 12 gr.)

Leipzig, b. Steinacker: *Bibliothek des Romantisch-Wunderbaren.* 1805. Erster Band. 272 S. Zweyter Band. 335 S. 8. Mit Titelkupfern. (3 Rthlr. 8 gr.)

Das Unternehmen einer Bibliothek der *Robinsone* ist zwar, nach dem Umfang der ihm hier gegeben wird, da sie von jeder entfernten Nachahmung oder Ausartung Auszüge zu liefern willens ist, zugleich eine der feineren Unternehmungen auf das Publicum; jedoch ist sie in solchen Händen, von denen eine gedrängtere Uebersicht dieses Gegenstandes immer sehr willkommen hätte seyn müssen. Die Einleitung zeigt, daß der Herausgeber ihn mit einer richtigen Einsicht in das allgemein Menschliche desselben aufgefaßt hat und im Besitz der historischen Notizen ist. Warum aber hat er nicht lieber den *Robinson*, neu übersetzt, vollständig abdrucken lassen, statt diesen, nicht abgekürzten, Auszug zu geben, in welchem *Robinson* nicht selbst erzählend eingeführt, sondern von ihm erzählt wird, in einer Schreibart, die, obschon im Ganzen lebendig und anregend, doch zu viel Prätension macht, zu rhetorisch und selbst hie und da zu steif ist, um ihm nichts von seiner natürlichen Gestalt und dem unverfälschten Eindruck zu rauben. Dann hätte die Schaar der Nachfolger nur flüchtig skizzirt werden mögen, insofern sie sich der Richtung nach von einander unterscheiden, und sich etwas Bestimmtes in ihnen ausdrückt, wie z. B. im Campischen *Robinson* die Pädagogik des Zeitalters. Denn was kann zweckmäßiger seyn, als Auszüge von geistlosen Begebenheiten, in welche uns hier eine unendliche Perspective, auf alle möglichen Abenteuer hinaus, eröffnet wird, der wir freylich auch nicht hoffen können, hiedurch Einhalt zu thun. Gegen die Ansicht des Herausgebers, die den Urheber des *Robinson* nicht viel besser, als einen bloßen Vielschreiber behandelt, machen wir nur die Bemerkung, daß Defoe seine, ihm glücklich in den Wurf gekommene Conception zu glücklich ausgeführt hat, als daß er das fruchtbare Korn nicht mit sehr offenen Augen gefunden haben sollte. Es ist zwar sein geringster Kummer, an *Robinson* ein Beyspiel aufzustellen, wie der Mensch, so lange er nur die Erde mit seinen Füßen noch berührt, gleich dem Anteus, nicht überwältigt werden kann, und einzig sich selbst überlassen, noch zu ihrem Herrn sich macht, wenn er in früher Jugend nur recht viel mechanische Geschicklichkeiten erworben hat. Vielmehr beraubt er ihn keinesweges

des Notwendigsten; er steuert ihn so reich aus, daß die peinliche Theilnahme an dem Schiffbrüchigen bald gemildert, und in eine fröhliche verwandelt wird, worauf er alles, was sich ferner zuträgt, so wohl vertheilt und gestellt hat, daß der kleinste Umstand eine Art von romantischem Interesse bekommt, das Gelingen eines Geräthes zur Begebenheit wird, und der Fußstapfen im Sande ein tragisches Geheimniß ist, das nicht den *Robinson* allein mit Schauder erfüllt. Den Charakter desselben hat er mit vielem Verstande ersonnen und durchgeführt, welches Verdienst ihm auch in vollem Maß für den zweyten Theil bleibt. Er läßt ihn einen Gott auf der wüsten Insel finden und erkennen, an den er im wüsten Leben nie gedacht hatte, aber nur soweit es seine beschränkte Natur erlaubte, die ihn eben nicht zu einem Johannes bestimmte, der auf der wüsten Insel Offenbarungen hätte dichten können. Die Bibel, die er zufällig gerettet, und sie nur als todten Buchstaben kannte, belebt sich für ihn zu einem geselligen Orakel, das ihm beruhigende Sprüche ertheilen muß; jene innerliche Unruhe die ihn verfolgt, ist das Salz, das ihn auch in der Einsamkeit erhält; diese macht ihn egoistisch, herrschsüchtig und mißtrauisch, wie es ebenfalls seiner Begrenztheit ziemte. Damit aber bildet denn die schönere Natur seines nachmaligen Gefährten *Freytag*, der nichts wie Liebe, Anhänglichkeit, Muth und Freude ist, einen rührenden Contrast. *Robinsons* Proselytenmacherey und Unduldsamkeit, wie sie sich im zweyten Theil äußert, ist gewiß ein bedeutender Zug, und überhaupt zeugen auch in diesem die Details von großer Kraft der Erfindung, die nur allerdings nicht durchgreifend genug war, um der wieder aufgenommenen Geschichte eine so allgemein interessante Wendung zu geben, daß wirklich zwey verschiedene, aber mit einander harmonirende Theile daraus geworden wären. — Der Herausgeber verdient daher auf jede Weise Dank dafür, an den *Robinson* in seiner beseelteren Gestalt erinnert zu haben, nachdem er der gegenwärtigen Zeit zum bloßen Gliedermann für Erlernung technischer Fertigkeiten hat dienen müssen.

Die Bibliothek des Romantisch-Wunderbaren steht mit der vorhergehenden in umgekehrtem Verhältniß. Denn um etwas Solides zu leisten, müßte sie mehr ins Große angelegt seyn; hier sind nur kurze Auszüge und Erzählungen unter gewisse Rubriken gebracht, ohne Vollständigkeit, ohne Folge und Zusammenhang der Zeiten und Völker, so daß das Ganze nichts anderes ist, als willkührlich gegebene Proben von diesem und jenem Romantischen und Wunderbaren — „eine Musterkarte von allem Gesträuche" — eine getrocknete noch dazu; und solchergestalt ist es ein ziemlich gewöhnliches Lesebuch geworden, das indessen immer mehr zu empfehlen ist, wie hundert andere des Augenblicks. Denn es hat doch einen besseren Hinterhalt; auch hat der Herausgeber meistens die Quellen genannt, und dem, der unbekannt mit ihnen ist, Gelegenheit gegeben weiter nachzuspüren. Uns scheint: eine einzige Dichtung dieser Art in ihrer ächten Gestalt genossen, vermag Verständniß und Sinn für alle, besser zu erwecken, als das Naschen von unzähligen in ihrer unvollkommenen. Wie übrigens der französisch-appretirte Endymion (*l'Endymion*, Paris 1620) in diese Reihe von Volkssagen kommt, da außerdem nirgends griechische Mythen berührt werden, oder Achmet (*Le gout dans l'amour*, Paris 1716) eine frivole und höchst geschmacklose französische Erzählung, das ist selbst bey der geringen Strenge der Anlage schwer zu begreifen. Bff.

Anmerkungen zu Schellings Rezensionen über Kotzebue.

Schelling hat in dem Streite zwischen Kotzebue und der romantischen Schule wohl zuerst mit seiner Rezension der Schlegelschen „Ehrenpforte für Kotzebue“ in der Erlanger Literatur-Zeitung 1801, Nr. 35, eingegriffen.[16]) Daß Schelling der Verfasser dieser Besprechung war, die Schlegels heftigen und nicht gerade immer geschmackvollen Angriff auf Kotzebue mit ausgesprochenem Wohlgefallen lobte, muß sich bald durchgesprochen haben (s. Waitz, Caroline, II, 14, 16, 66); das konnte aber nur die Folge haben, den Gegner zu noch heftigeren Angriffen zu reizen. In der seit 1803 erscheinenden Zeitschrift Kotzebues, „Dem Freimütigen“, gibt es auch kaum eine Nummer, in der sich nicht irgendeine Tücke oder wenigstens eine boshafte Anspielung auf Schelling und seine Philosophie findet. Darauf mußte endlich einmal erwidert werden, und in den hier abgedruckten Rezensionen hat Schelling zu dem vernichtenden Schlage gegen Kotzebue ausgeholt.

Die beiden Rezensionen bilden ein einheitliches Ganzes und die zweite gibt sich deutlich als bloße Fortsetzung der ersten zu erkennen (s. oben S. 20, Z. 26 v. u.). Daß sie aber beide von Schelling und nicht von Caroline sind, beweist ihr Stil zur Gewißheit (vgl. auch Plitt, II, 83 u. oben S. 4 u. 7). Bei der zweiten ist es außerdem noch durch ein äußeres Zeugnis erwiesen; denn wenn Eichstädt an Schelling am 23. Januar 1809 (ungedruckt in Schellings Nachlaß) schreibt: „Die Recension der Kotzebueschen Romane etc. wird nun im Februarheft folgen. *Mögen Sie fortfahren, manche Stunden Ihrer Musse unserem Institut zuzuwenden*“, so wird man aus diesen Worten schließen dürfen, daß Schelling Eichstädt gegenüber unumwunden seine Verfasserschaft zugegeben hat. Aber dieses äußeren Beweises bedürfte es gar nicht; der klare, logische Aufbau der Besprechung, das edle Pathos, das das Ganze durchzieht, und das gegen Ende in wohlberechneter Steigerung bis zu sittlicher Entrüstung wächst, die Schärfe des Witzes und das Schneidende der Ironie verraten deutlicher, als alle Einzelheiten es können, die männliche Hand.

Doch sollen auch Einzelheiten angeführt werden. Orthographische Beobachtungen haben allerdings in diesem Falle keinen Wert. Nach § 5 des Kontraktes hatte die Redaktion das Recht, „mit Rücksicht der einmal angenommenen Adelungischen Orthographie und des Stils dasjenige, was nötig scheinen sollte, zweckmäßig abzuändern“. Aber trotzdem wird man die etymologisch überlegte Schreibung eines so entlegenen, von Adelung gar nicht angeführten Wortes, wie Scharteke als „Charteke“ (fälschlich abgeleitet von griech. χάρτης, lat. charta) Schelling selbst zuschreiben dürfen.[17])

[16]) Abgedruckt *WW.*, I, 7, 535ff. Diese Rezension ist es, die Caroline bei Waitz, II, 18, im Auge hat. Waitz denkt irrtümlicherweise statt an Schlegels „Ehrenpforte“ an die „Ehrenrettung“.

[17]) Andererseits wird man für die falsche Schreibung *Calderone* Carolinens Hand verantwortlich machen müssen; so schreibt sie auch im Briefe vom 21. Juni 1802 an W. Schlegel (Kgl. öffl. Bibliothek Dresden, Bd. XXII, 33, vgl. Bd. XX, 35 — Plitt, I, 160; nicht Calderons, wie Waitz, II, 222, gelesen hat. Es sei hier noch auf eine andere falsche Lesart bei Waitz, II, 284, hingewiesen. Da muß es statt des im Munde einer Frau peinlichen „säute“ natürlich „sänke“ heißen).

Schwerer fällt für Schelling die gründliche Kenntnis des Diogenes Laertius ins Gewicht, wie sie der Verf. S. 18 — und besonders Z. 20ff. v. u. durch sein feines Urteil über den Charakter dieses Buches — verrät, und die herablassende Zurechtweisung wegen des „Aulugella", S. 23, wird man eher dem klassisch gebildeten Gelehrten als einer Frau, wie Caroline, zuschreiben wollen. Dazu kommt noch, daß sich in der ganzen Rezension kaum ein logisch oder grammatikalisch schlecht konstruierter Satz findet, selbst da nicht, wo es ziemlich verwickelte Verhältnisse auszudrücken galt; auch hält sich die Beurteilung ganz auf der Höhe philosophisch abstrakter Redeweise, ohne sich zu der, aus den Briefen Carolinens so gut bekannten, losen, sinnlichen Schalkhaftigkeit herabzulassen. Man lese etwa Sätze, wie auf S. 13: „In Absicht mancher Eigenschaften war er vielleicht von jeher perfect zu nennen; in anderen zeigte er eine ebenso geschmeidige Perfectibilität", oder S. 19: „Möglich, daß diese und eine weit längere Reihe von Gegensätzen keine mehr sind, wenn das Überstehen aller Grade und Feuerproben sie erst verschmolzen hat", oder S. 24: „In der ersten hat das Pikante die Oberhand, in der zweiten das Peinliche, in der dritten das Lehrende", und man wird unschwer den Philosophen heraushören. — Aber mehr noch als durch dies alles scheint die Verfasserschaft Schellings durch die ironische Weise bewiesen zu werden, in der S. 18, Z. 2 v. u. (vgl. Anm. z. St.) auf Schelling selbst angespielt wird, und die, so gut sie sich bei Schelling macht, im Munde Carolinens recht übel aussehen würde.

1. Die erste Rezension über Kotzebue.

Das Urteil Goethes über diese Rezension in dem Briefe an Eichstädt vom 19. April 1806 ist so treffend, daß sie hier eine Stelle verdient: „Bei der Recension über die Kotzebuiana wundert man sich nur, wie ein so trefflicher Kopf, als der Recensent ist, so niederträchtiges Zeug lange genug behandeln und dabey einen so guten Humor behalten können; . . . . Um desto mehr soll Recensent gelobt seyn, daß er seine Superiorität in der Heiterkeit bewiesen hat" (W.-A., IV, Nr. 5191, v. 19. April 1806). Von einer Erwiderung Kotzebues auf diese Rezension ist uns nichts bekannt, und schon Caroline hat einen „Rückschrei im «Freimütigen» von wegen Kotzebue" (Brief vom 30. April 1806, bei Waitz, II, 294) vergebens gesucht. Eingegangen ist die Rezension am 21. März 1806 (vgl. a. oben S. 4 u. 7).

(S. 13, Z. 15 v. o.) Die Zeitschrift Kotzebues „*Der Freymüthige*". Vgl. Goedecke, V, § 258. 8. 124.

(S. 13, Z. 21 v. o.) Kotzebue war zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt worden. Vgl. oben S. 23, Z. 11 v. u.

(S. 13, Z. 1 v. u.) In den „Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel". Berlin 1805.

(S. 14, Z. 5 v. o.) Vgl. A. W. Schlegels Satire „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland". (Berlin 1800, in den *WW.*, II, 275—344.)

(S. 14, Z. 4 v. u.) Siehe Kotzebue, a. a. O., S. 16ff.

(S. 16, Z. 21 v. u.) *Abbé Jacques Dellile* (1738—1813). Der berühmte, von Voltaire verherrlichte Dichter.

S. 16, Z. 23 v. o.) Das Sonett „An die heilige Jungfrau“.

S. 16, Z. 25 v. o.) Schellings Urteil über *Calderons „Andacht zum Kreuze“* („La devocion de la cruz“) und über Schlegels Übersetzung siehe bei Plitt, I, 425: „Selbst Shakespeare scheint mir dagegen trüber“; Goethes Urteil ebd., I, 423 u. 427 vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft, XIII, 137 ff. u. 226. Über die Schreibung „Calderone“ siehe oben S. 46[17].

(S. 17, Z. 14 v. o.) „Ohne dabei Rücksicht zu nehmen auf das reine Kind an ihrer Seite oder die Bedienten hinter ihrem Stuhle“, wie Kotzebue hinzusetzt.

(S. 17, Z. 2 v. u.) Worauf dieser Vergleich wieder abzielt, können schon wenige Worte zeigen: „Dies Stück (den «Clitandre») beliebte nun Corneille 1630 eine Tragödie zu nennen; offenbar eine Art *Alarcos*, welche 1802 Goethe eine Tragödie zu nennen beliebte. Freilich waren damals andere Zeiten als jetzt. . . Damals . . . . *trommelten* noch die Schauspieler vor ihrer Thür, um Zuschauer herbeizulocken. Goethe *trommelt* nicht zu seinem Hoftheater, er schlägt die *Griechischen Pauken.*“ S. 404.

S. 18, Z. 6 v. o.) Kotzebue verteidigt die Xanthippe durch folgende schlagende Argumente: „Sie war aus einer rechtlichen Familie in Athen, aber arm; Sokrates heirathete sie ohne Mitgabe... Hatte sie gleich keine Aussteuer mitgebracht, so war das doch kein Grund, sie so geringschätzig zu behandeln.“ Zum besseren Verständnis der Schellingschen Entgegnung sei auch noch der Schluß dieser „Verteidigung“ wiedergegeben: „Bekennen Sie, meine Damen, daß der weise Sokrates auch nicht immer ein großer Mann war; aber unsere heutigen Philosophen — ja, das sind Männer ohne irgendeine menschliche Schwachheit. Das Sokratische Schimpfen ist ihnen ganz fremd; höchstens nennen sie einander *todte Hunde (siehe Schelling in seinem Journal)*“.

S. 18, Z. 14 v. u.) Auch hier muß Kotzebue ausführlicher zitiert werden: „Wenn die Arroganz eines *Schelling, Schlegel, Röschlaub und Consorten* manchen Leuten so außerordentlich vorkommt, so beweist das bloß, daß sie in der älteren Literatur nicht bewandert sind. Es ging vormals nicht um ein Haar besser zu, als jetzt; zu allen Zeiten hat es Wespen gegeben, die sich für Bienen, und Borkenkäfer, die sich für Schmetterlinge hielten“ (S. 336), und „die ungeheure Eitelkeit der beiden Scaliger ist bekannt. Joseph (der Sohn) war ein Virtuos im Schimpfen, trotz Röschlaub. Er nannte seine Feinde zierlich stercus diaboli, lutum stercore maceratum, Ausdrücke, von deren Übersetzung man mich gern dispensieren wird. Denn sie sind noch ein wenig stärker als Schellings *todte Hunde*“ (S. 338).

S. 19, Z. 5 v. o.) „*Lacrymas, ein Schauspiel*, herausgegeben von A. W. Schlegel, Berlin 1803“ ist von Christian Wilhelm von Schütz (siehe Goedecke, VI, § 289, 2, 2). Schellings Urteil darüber siehe bei Plitt, II, 429 (Brief an Schlegel vom 1. November 1802): „Man könnte wünschen, daß dies (der Lacrymas) vorerst eine Weile noch ungedruckt bliebe, vielleicht verlöre er etwas von seiner Ungelenkigkeit, und die Ideen, die sich der Verfasser über Poesie gemacht zu haben scheint, könnten indes durch höhere, die mehr Metall haben, ersetzt werden“. Das noch viel schärfere Urteil Goethes über dies Werk siehe ebd., S. 427.

S. 19, Z. 17 v. u.) Goethes Übersetzung von „*Rameaus Vetter*“ war im Jahre 1805 erschienen (Goedecke, § 243, 1).

2. Die zweite Rezension über Kotzebue.

Das Manuskript von Carolinens Hand mit einem Zusatz von Schelling ist noch vorhanden, konnte aber leider nicht verglichen werden. Die Bezeichnung „im Oktober 1798“ (Waitz, I, S. V Anm.) beruht natürlich auf einem Irrtum. Kotzebues „Kleine Romane etc.“, Bändchen II–IV, sind erst zur Michaelis-Messe 1806 erschienen. Eingegangen ist die Rezension bei der Redaktion am 2. Januar 1809 zugleich mit einem Briefe Schellings, in dem er, wie die S. 46 angeführte Antwort Eichstädts beweist, die Rezension als die seine bezeichnet haben muß.

(S. 20, Z. 8 v. o.) Über *Cramer*, einen der allergelesensten Romanschreiber seiner Zeit, siehe unten S. 57.

(S. 20, Z. 18 v. o.) *August Heinrich Julius Lafontaine* ist „der Schöpfer des weinerlichen Familienromans“ (siehe Goedecke, V, 277, 21).

(S. 20, Z. 20 v. o.) „*Die gefährliche Wette*“, ein kleiner Roman in 12 Kapiteln, erschien Leipzig, 1790. Vgl. Goedecke: „Das Urbild der von Jul. v. Voß zahlreich verfertigten Lüsternheitsromane“. „*Ich*, eine Geschichte in Fragmenten, ans Licht gebracht von mir selbst . . .“, 1781.

(S. 22, Z. 18 v. o.) *Stanislaus Augustus* (1732–1798).

(S. 22, Z. 17 v. u.) „Die *jüngsten Kinder* meiner Laune“ waren 1793 bis 1797 in Leipzig erschienen.

(S. 22, Z. 9 v. u.) „Fragment aus *Iwanow Tschudrins* noch ungedruckter Reise durch China (aus dem russischen Original übersetzt und mitgeteilt)“, a. a. O., Bd. II, 71.

(S. 23, Z. 10 v. o.) Kotzebues späteres Schicksal läßt es interessant erscheinen, auf welche Stellen Schelling hier anspielt. — Es sind folgende Thesen: „*Cromwell* war ein Heuchler“; „C. war herrsch- und ruhmsüchtig“; „C. war übermütig und despotisch“; „C. war undankbar“; „C. war rachsüchtig und blutdürstig“; „C. stellte sich wohl, als ob er Wissenschaften und Gelehrte schätzte, aber im Grunde haßte er sie“; „Gegen C. wurden viele Verschwörungen angesponnen“; „C.'s Andenken wurde mit Infamie belegt“ usw. Bd. II, 102—110.

(S. 23, Z. 19 v. o.) „*Bahrdt mit der eisernen Stirn* oder die deutsche Union gegen Zimmermann“. Ein Schauspiel in 4 Aufzügen von Freyherrn von Knigge. Vis unita fortior. (Dorpat!), 1790, ist von Kotzebue. (Vgl. Goedecke, V, S. 271, u. Koberstein, IV, 217f.

(S. 23, Z. 12 v. u.) „Über Verbannung nach einer aus Spanien eingesandten Handschrift, für deren Verfasser der General *Moreau* gehalten wird.“

(S. 23, Z. 2 v. u.) „*Octavia*“, Trauerspiel in 5 Akten, Leipzig 1801 (für die Hoftheater, Wien 1807).

(S. 24, Z. 1 v. o.) „Die *Hussiten* vor Naumburg im Jahre 1432“. Ein vaterländisches Schauspiel mit Chören in 5 Akten, Leipzig 1803 (siehe Goedecke unter Nr. 42).

(S. 23, Z. 17 v. u.) Wie berechtigt es ist, von einer „Fabrik pasquillantischer Schmähungen“ zu reden, beweist ein Überblick über die bekanntesten Pasquille, die aus dem Kreis um Kotzebue und Merkel hervorgegangen sind: „Die Expektorationen“. Ein Kunstwerk, 1803. (Abgedruckt bei Braun, Goethe im Urteil der Zeitgenossen, Bd. III, S. 52—63; nach A. Silbermann Kotzebue selbst beizulegen). „Die ästhetische Prügelei“, von Angelus Cerberus (ab-

gedruckt von L. Geiger in Firlifimini 1885). Dann die „Ansichten der Literatur und Kunst unseres Zeitalters“, Deutschland 1803 (Neudruck 1903 Weimar), eine nicht üble Satire auf den Schlegel-Tieckschen Musenalmanach von 1802, in der neben Schlegel, Novalis und Tieck auch *Bonaventura* (Schelling) als das feiste Pfäfflein von Drottning seinen Teil abbekommt. Ferner „Der Freymüthige“, Trauerspiel in 2 Aufzügen, Berlin 1804, und noch manches andere Libell, von Kotzebues „Hyperboreischem Esel 1799“ ganz zu schweigen. (Vgl. Erich Eckertz im Euphorion 1907, Bd. XIV, S. 67, und Goedecke.)

(S. 24, Z. 9 v. o.) *August Gottlob Eberhard* (1769—1845) ist zu unterscheiden von dem Philosophen Joh. August, der als Schüler Baumgartens und Gegner Kants bekannt ist. Die „Ges. Erzählungen“ erschienen Leipzig 1802—1809. (Vgl. Goedecke, § 331, 51, 11.) Das erste Bändchen derselben war schon in Nr. 31 1804 von *Schorch* rezensiert worden. Das dritte erschien Michaelis 1806.

(S. 24, Z. 14 v. o.) „Der *Polyp im Herzen*“ war in Wilh. Gottl. Beckers „Taschenbuch z. gesell. Vergnügen“, 1803, schon veröffentlicht worden.

Anmerkungen zu den Rezensionen von Caroline.

1. Die Rezensionen über die Berliner Romantik.

Daß die Rezension über den Musenalmanach von Chamisso und Varnhagen, an die sich als eine Art von Fortsetzung die über Neumann-Varnhagens Erzählungen und Spiele anschließt, von Caroline, und nicht von Schelling verfaßt ist, verräth sich durch das wenig korrekte Gefüge schon der ersten Sätze, wie in dem ganzen, die Gedanken reizvoll und ungezwungen wie Blumen zu einem Kranze windenden Stil.[18]) Als ein äußerer Beweis für die Verfasserschaft von Caroline kommt noch die Art hinzu, in der Eichstädt in einem Brief an Goethe (ungedruckt im Goethe-Schiller-Archiv unter „Eingegangene Briefe“, XLVII, 66, v. 8. Mai 1805) von dieser Beurteilung spricht. Es heißt da: „*Die Recension des Musenalmanachs von Varnhagen u. Chamisso . . . . war von derselben Hand, von welcher ich eine Beurtheilung der Aurora* (siehe unten S. 55) *beilege. Sie kam mir durch Schellings Besorgung zu.*“[19]) Goethe hat denn „die Recension des Musenalmanachs recht wohl gefallen“ (an Eichstädt v. 11. Mai 1805, Weim.-A., 4. Abt., XIX, 5092), und Voß glaubte gar, wie Eichstädt an Schelling am 8. Juni 1805 schreibt, „in der Manier und dem Tone Goethens Meisterhand zu erkennen“. „Ein ange-

[18]) Auch von dieser Rezension liegt das Manuskript von Carolinens Hand noch vor (vgl. Waitz, I, S. V Anm. und oben S. 4[2]), doch konnte es leider nicht verglichen werden.

[19]) Vgl. auch, was Eichstädt in einem (ungedruckten) Briefe am 8. Juni 1805 an Schelling schreibt: „Die vortreffliche Recension des Musenalmanachs, deren Form schon vor Ankunft Ihres letzten Briefes ein wenig abgerundet worden war (hat ebenfalls die Presse verlassen). *Möchten Sie doch Recensionen, so gehaltvoll u. gediegen u. so genialisch, auch der Sprache nach, recht oft besorgen!*“

nehmeres Wort", fügt der Briefschreiber hinzu, „kann ich gewiß *diesem* oder *dieser* Rec. für die gelieferte Beurtheilung nicht sagen".

Dagegen machte diese „Blitzmordrecension" auf den Freundeskreis des Musenalmanachs einen ganz niederschmetternden Eindruck, wie wir in Chamissos Briefen (I, S. 70, 73) und Varnhagens Denkwürdigkeiten (I, S. 301 bis 303; vgl. L. Geiger in Berl. Neudrucken, II. Serie, 1, S. X—XIV) lesen. Ihre Antwort war nun eine sehr merkwürdige und so fein, daß sie kaum jemand verstanden haben dürfte. Am Ende der Beurteilung empfiehlt nämlich Caroline, „um mit dem Demokrit zu schließen, zur Aufnahme in den nächsten Jahrgang folgendes, dem Einsender bekannt gewordenes Sonett von einer zwar technisch ungeübten, aber natürlich geistvollen Hand" (siehe S. 28 unten). Chamisso glaubte sich nun nicht besser rächen zu können, als indem er das eigentlich spöttisch gedachte Sonett wirklich aufnahm; und so kommt es, daß man im Musenalmanach vom Jahre 1806 dieses Gedicht am Schlusse mit der erklärenden Unterschrift: „Von M. Z. zur Aufnahme empfohlen" abgedruckt findet (Neudruck von Geiger, S. 122). Von wem ist aber dies Sonett? Von Caroline sicherlich nicht; denn die Geschmacklosigkeit von ihrer eigenen Hand als von einer „zwar technisch ungeübten, aber natürlich geistvollen", zu reden, kann ihr unmöglich zugetraut werden. Man wird es vielmehr Schelling zuzuweisen haben. Dafür spricht auch der im ersten Quartett angeschlagene Gedanke, der ganz ähnlich in dem naturphilosophischen Gedicht „Thier und Pflanze" (im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach, S. 158 von Schelling unter dem Namen *Bonaventura* veröffentlicht = WW., X, 439) wiederkehrt:

Pflanze, du Erdentspross'ne, warum so strebst du mit deinen
Faden und Blüten empor? Pflanze, dir ist es bewußt,
Dich verknüpfet der Sonn' und dem Reiche des Lichts das Geschlecht nur...

Das durch absichtsvolle Zusammenhanglosigkeit wirkende Sonett dient wohl der Verspottung des spätromantischen Treibens, wie es der Musenalmanach zeigt. Immerhin trifft es sich merkwürdig, daß um dieselbe Zeit[20]), wo Schelling und Caroline diese Taschenbuch-Poesie der späteren Romantiker so teuflisch verhöhnen, vom Verlag Dienemann in Penig ein „Taschenbuch des Teufels" von *Bonaventura*, dem Verfasser der Nachtwachen, angekündigt wird („Zeitung für die elegante Welt" v. 26. März 1805 und „Konstantinopel und Petersburg" v. 15. März 1805, vgl. Euphorion, XIV, 823), das, den Worten der allein bekannt gewordenen Einleitung nach, auch eine Parodie der überhandnehmenden Taschenbuchproduktion vorstellen sollte.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch auf ein anderes Sonett hinweisen, das ebenfalls Schelling zuzuweisen sein dürfte. Es steht in den Schlegelschen „Blumensträußen italiänischer etc. Poesie", Berlin 1804, S. 14, und ist mit der Chiffre *. unterzeichnet. Daß es ebenso wie die beiden andern (S. 20 und S. 74, gezeichnet **. und ††., abgedruckt bei Waitz, II, S. 378ff.), von Schelling eingesendet worden ist, wird aus Plitt, I, 463 in Verbindung mit I, 459 und dann aus der Überlegung sehr wahrscheinlich, daß Schlegel von einem andern als Schelling wohl keine so unbeholfene Übersetzung in seine Sammlung aufgenommen hätte. Dennoch sei es mit abgedruckt:

---

[20]) Die Rezension des Musenalmanachs ist bei der Redaktion am 2. April eingegangen, ihre Abfassung fällt also in den März 1805.

Sonett.

(Petrarca, Son. 8.)

Wenn der Planete, der die Stunden scheidet,
Zum Zeichen wieder sich des Stiers erhoben,
Fällt aus den Flammenhörnern Kraft von oben,
So ganz die Welt in neue Farbe kleidet.

Und nicht nur was den Blick von außen weidet
Bach, Hügel wird mit Blümlein rings umwoben,
Nein, auch der Erd' inwend'ges Feucht gehoben,
Geschwängert, was den Tag, verborgen, meidet.

Vielfält'ge Frucht entquillet diesem Triebe;
So sie, die unter Frauen eine Sonne,
Zuwendend mir der schönen Augen Schimmer,

Wirkt in mir Wort, Gedanken, That der Liebe:
Jedoch, wie sie auch lenkt der Strahlen Wonne,
Frühling nur ist für mich von nun an nimmer.

*.

Anmerkungen. Der Planete: die Sonne; des Stiers: im Frühlinge.

a) Die Rezension über den Chamisso-Varnhagenschen Musenalmanach.

Der hier von Caroline besprochene sogenannte „*grüne* Musenalmanach“ scheint nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden zu sein. Zum Eingang trägt das Büchlein das Motto: τὸ τοῦ πόλου ἄστρον, d. i. „der Nordstern“. Daß unter diesem Sinnbild des Berliner Freundschaftsbundes (Varnhagen, Denkw., I, 264) Fichtes Philosophie verstanden ist, zeigt das Widmungsgedicht der Herausgeber „An Fichte“:

„Indeß die nied're Welt, gehüllt in Grauen
„Vom trägen Zeitgeist, Nacht und Schlaf verblinden,
„Strebst, nachtentwachsner Fels, du Licht zu finden,
„Des Äthers Geister grüßend voll Vertrauen.

„Dein Haupt umgrenzt vom Licht der luft'gen Auen,
„Ziehst mit magnet'scher Kraft du aus den Gründen
„Reine Metalle, die mit Klang verkünden
„Ihr muth'ges Streben, höh'res Licht zu schauen.

„Magnet, geheimnisvoller Stein, mir deuten
„Willst ewig du des *Nordsterns ferne Klarheit*,
„Durch ihn der vier Weltstriche wahre Richtung.

„So muß die strenge Wissenschaft mich leiten
„Zu ew'ger Liebe, Sittlichkeit und Dichtung,
„Im Kampf mich führen zur hochheiligen Wahrheit.“

N. u. Ch.
(Neumann und Chamisso.)

In diesem Almanach sind unter den Zeichen **. und ***. denn auch die zwei Sonette Fichtes abgedruckt, die aus den WW., Bd. VIII, 461f. bekannt

sind. Auch die Übersetzung der „Lateinischen Hymnen" von *. hat Fichte zum Verfasser (s. Anhang S. 63f. und Goedecke, VI, 146).

(S. 25, Z. 3 v. o.) Vgl. zu dem Bilde von Demokrit und Heraklit die ähnliche Charakterisierung des Schlegel-Tieckschen Musenalmanachs vom Jahre 1802 in einem Briefe Goethes (Schriften der Goethe-Ges., XIII, 220) an Schelling: „Die Theilnehmer des Almanachs, der eine Art von *Purgatorio* darstellt, *befinden sich weder auf Erden noch im Himmel, noch in der Hölle, sondern in einem interessanten Mittelzustand*, welcher theils peinlich, theils erfreulich ist" (auch bei Plitt, I, 350, W.-A., IV, 1152).

(S. 25, Z. 13 v. o.) Diese kurze *Anzeige*, A.-z. gezeichnet, ist von L. Geiger in seinem Neudruck, S. X, abgedruckt und hat zum Verfasser Friedrich August Schulz, d. i. A.-z., bekannter unter seinem Pseudonym Friedrich Laun (siehe Goedecke s. v. und Frz. Schultz, der Verf. der Nachtw., S. 213).

(S. 25, Z. 15 v. o.) *Robert* ist Ludwig Robert (Levin Marcus), der Bruder der Rahel, die später Varnhagens Gattin wurde. *Eduard* ist Julius Eduard Hitzig (Itzig) (Goedecke, IX, 433). *Ernst* ist K. von Raumer, als Mineraloge Schüler von Steffens (Goedecke, VI, 271). *Anthropos* ist Koreff (Goedecke, VI, 186), *Wolfart* ist der bürgerliche Name des seinerzeit auch als Arzt bekannten Schriftstellers Karl Christian Wolfart, .* ist schwerlich Theremin; **. und ebenso ***. ist *Fichte*, dem auch das Zeichen *. gehört, vgl. Anhang S. 63.

(S. 25, Z. 19 v. o.) *Novalis* ist Hardenberg, *Bonaventura* Schelling. *Inhumanus* ist A. W. Schlegel (WW., II, 256); durch *Sternchen*, d. h. durch *** ist *Fichtes* Idylle: „Was regst du, mein Wein, in dem Fasse dich" (WW., 8, 469) bezeichnet (Redlich, Chiffernlexikon zu den Musenalmanachen, 1875, S. 42); Caroline ahnt also nicht, daß die „Sternchen" im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach dieselbe Person verdeckten, wie die im Chamisso-Varnhagenschen, nämlich *Fichte* (Varnhagen, Dkw., I, 301). *Sophie* ist Sophie Bernhardi, geb. Tieck. *Auguste* ist *Augusta* Klaproth. Geiger, a. a. O., S. VII.

(S. 25, Z. 17 v. u.) So das Widmungsgedicht, siehe oben S. 52, und das Gedicht „An die Freunde (τ. τ. π. α.)" von Anthropos s. unten Anm. zu S. 27, 18.

(S. 25, Z. 18 v. u.) „Goethe", Sonett von Augusta; „Octavian. An Tieck" von W. Neumann.

(S. 25, Z. 11 v. u.) Von Chamisso und *. (Fichte).

(S. 25, Z. 8 v. u.) Im Musenalmanach vom Jahre 1802, S. 254.

(S. 25, Z. 7 v. u.) Von .* (Theremin?).

(S. 26, Z. 2 v. u.) Siehe das Widmungsgedicht oben S. 52, das von Caroline offenbar ebenso mißverstanden ist, wie das unmittelbar darauf angeführte Sonett von W. Neumann, das gar keine Beziehung auf Fichte verrät: es heißt darin nicht „Friedsel'ge", sondern „feindselige Klarheit", wodurch ein ganz anderer Sinn entsteht. Die erste Terzine des Sonetts lautet:

„Die Täuschung ist entflohen und die Wahrheit
„Erfüllt den Raum mit schrecklichen Gestalten,
„Die fordern und gewähren keine Schonung".
„Sei mir willkommen denn feindsel'ge Klarheit etc."

(S. 27, Z. 4 v. o.) Aus einem Sonett von K. A. Varnhagen.

(S. 27, Z. 18 v. o.) Aus dem Sonett „An die Freunde" τ. τ. π. α. (das ist τὸ τοῦ πόλου ἄστρον = Fichte!) von Anthropos (Koreff), das so beginnt:

„Den Pilgrim tief verkannt, saht Ihr erscheinen . . . .“, und damit deutlich auf Fichte abzielt.

S. 27, Z. 17 v. u.) Aus dem Sonett „Dichtertrost“ von .* (Theremin??).

b) Die Rezension über „Erzählungen und Spiele“, herausgegeben von Neumann und Varnhagen 1807.

Dieses Buch stellt auch eine Art von Musenalmanach vor, denn es enthält Beiträge Verschiedener, aber nicht nur Gedichte, auch Prosa. Nach Varnhagen (Denkwürdigkeiten, I, 344) haben wir in ihm tatsächlich eine Fortsetzung des „Grünen“ zu erblicken (siehe Geiger, a. a. O., S. XX).

Eingegangen ist die Rezension am 14. April 1807, und am 20. April bestätigt Eichstädt den Empfang „der schönen Recension, *die er durch Schellings Güte erhalten*“ habe. Diese Wendung zeigt, daß wir auch diese Beurteilung Carolinen zuzuschreiben haben, und die Beobachtung ihres Stils kann unsere Annahme nur bestätigen. Sätze, wie die S. 29: „Deßwegen aber . . . . gegen sie zu gebrauchen“, oder etwa S. 29, Z. 19 v. u.: „Es ließe sich daher . . . . ihr dabei Gewalt anzuthun“, würde Schelling schwerlich geschrieben haben.

(S. 29, Z. 21 v. o.) Urbano nach *Boccaccio* von W. Neumann. Belfagor nach *Machiavelli* von eben demselben.

(S. 30, Z. 5 v. o.) Ein im Elysium geführtes *Gespräch*, dessen Verfasser *Bernhardi* ist. (Varnhagen, Dkw., I, 344). *Rosa Maria* ist Varnhagens Schwester Rosa Maria Assing (Goedecke, VI, 185, Allg. d. Biogr., I, 624f.; Geiger, a. a. O.). *Pellegrin* ist de la Motte Fouqué (1777—1843), der unter diesem Pseudonym schon zum Musenalmanach vom Jahre 1806 beigetragen hatte (vgl. Fouqué, Selbstbiogr., S. 274). Hier sind von ihm eine Gedichtsammlung: „Blüthenkranz“ und „Der Helden Rettung“.

(S. 30, Z. 10 v. o.) Von A. v. Chamisso, geschrieben 18.—25. April 1806. Schleiermacher lobte *Adelberts Fabel* sehr. *Alfonso*, ein „Mährchen von Varnhagen“.

(S. 30, Z. 12 v. o.) „Ich habe euch erkannt, euch, meine Schicksalsgenien, rief Adelbert, Karfunkel, du, meiner inn'ren Selbstmacht. . . . .“

(S. 30, Z. 3 v. u.) Wilhelm Elogius *Meyer* (geb. 1784 in Breslau, Dr. d. Philosophie) war schon am 18. Mai 1805 gestorben. Von ihm ist noch „Horribunda, ein Drama“, Berlin 1805, und „Klio Thalia“, Breslau 1801.

(S. 31 u. 33.) „Ein Zeitstück in einem Akt“.

2. Die Rezensionen über Calezki, Nathan den Weisen, Bürde.

Diese Beurteilungen sind als eine Art von Proberezension zusammen mit der der „Aurora“ am 22. Februar eingegangen. Von ihnen ist nur die der Aurora nicht abgedruckt worden; sie liegt aber noch handschriftlich in Carolinens Nachlaß vor (Waitz, I, S. V Anm.), und ihre Veröffentlichung ist wohl in der bevorstehenden Ausgabe der Caroline-Briefe von Erich Schmid zu erwarten, ebenso, wie die der gleichfalls noch vorhandenen von „Beckers Erholungen“, 1806, die von Schelling gar nicht eingesandt worden zu sein scheint.

Mit der Beurteilung der Aurora hatte es nun folgende Bewandtnis: Eichstädt schickte sie mit dem Brief vom 8. Mai 1805 im Manuskript an Goethe

zugleich mit der schon gedruckten des Musenalmanachs von Varnhagen etc.[21]) Goethe lobte zwar beide Rezensionen sehr (W.-A., IV, Nr. 5092), wünschte aber „von derselbigen Hand" noch eine Besprechung des *Freimütigen* und der *Eleganten Zeitung*. Eichstädt teilte diesen Wunsch Goethes Schelling mit und dürfte in Erwartung dieser Rezensionen mit dem Abdruck der Aurora gezögert haben[22]), bis es dann schließlich zu spät dafür war. Ein besonderer Beweis dafür, daß auch diese Beurteilungen von Caroline sind, dürfte sich nach dem Gesagten erübrigen.

(S. 34.) Der Verf. der rezensierten Parodie ist uns unbekannt. Ziemlich zu gleicher Zeit erschien anonym eine ähnliche Travestie von *Julius v. Voß* unter dem Titel: „Der travestirte *Nathan der Weise*", Posse in *zwei* Akten mit Intermezzos, Chören, Tanz, gelehrtem Zweikampf, Mord und *Todtschlag*. Das Nachspiel ist der travestirte Alarkos, Berlin 1804. 8. M. Kpf. (Meusel, V, 5, 557 u. IX, 274). Von der hier besprochenen Travestie wird ausdrücklich betont „ohne Todtschlag!".

(S. 34.) Wilhelm *Calezki* ist uns unbekannt.

S. G. Bürde ist 1753 geboren in Breslau, wo er 1831 starb. Er war ein seiner Zeit ziemlich geschätzter Dichter, von dem noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts Ausgaben veranstaltet wurden (Goedecke, V, § 273, 20).

(S. 35, Z. 1 v. o.) *Thomas Gray* ist der bekannte englische Lyriker (1716—1771), berühmt namentlich durch seine „Elegy written on a country churchyard", die, im Jahre 1751 gedichtet, bald in alle Sprachen übertragen wurde.

(S. 35, Z. 11 v. o.) *„Alzire"*, eine Tragödie von Voltaire, erschien 1735.

(S. 36, Z. 10 v. u.) Der vollständige Titel von *Wielands Don Sylvio* ist: „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva. Eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht", Ulm 1764. Bürdes „Komische Oper Don Sylvio" wurde von G. Bachmann in Musik gesetzt (Goedecke, a. a. O.).

Anmerkungen zu der Rezension von Schelling und Caroline.

Die in dieser Beurteilung besprochenen Bücher sind sämtlich Ostern 1805 erschienen und wahrscheinlich bald danach an Schelling abgeschickt worden. Die Beschäftigung mit dieser Romanliteratur im Sommer 1805 verrät ein Brief Carolinens bei Waitz, II, 276 (vom August 1805); eingegangen ist die Re-

[21]) Ungedruckt im Goethe-Archiv unter „Eing. Briefe", XLVII, 60. (Vgl. oben S. 50.)

[22]) Noch am 8. Januar 1806 ermuntert er Schelling dazu, eine Rezension über Kotzebues Zeitschrift „Der Freimütige" (siehe oben S. 47) zu schreiben: „Ich bin nicht der Meinung, daß man diesem Schamlosen alles müsse ungeahndet und unbemerkt hingehen lassen .... ich bin überzeugt, daß, wenn Lessing noch lebte, er auf diese Schlange schon längst würde getreten haben, damit das Gift nicht weiter sich verbreite und den Unvorsichtigen Schaden zufüge". Schelling scheint dies dann in seiner Rezension über Kotzebues Romane versucht zu haben.

zension am 3. Februar 1806. Am selben Tag meldet Eichstädt Goethe: „Schelling hat *von der unbekannten Hand wieder einige sehr brave Recensionen von Romanen* geschickt, welche . . . . sogleich abgedruckt werden sollen“ (Eing. Br., XLVIII, 16). Der Dank Eichstädts an Schelling folgte aber erst am 4. März 1806 mit dem schmeichelhaften Urteil: „Es wäre sehr wünschenswert, daß alle Recensionen in dem sogenannten belletristischen Fache so gediegen und dabei so zierlich wären, wie die von ihnen übersandten“. Daß diese Rezension von Schelling und Caroline gemeinsam abgefaßt ist, ergibt sich aus ihrem Stile. Wer sich die stilistische Eigenart der vorangegangenen Beurteilungen eingeprägt hat, der wird in Sätzen, wie den folgenden, die Hand Schellings nicht verkennen: „Nicht sowohl dieses Instinctes ermangelt sie als vielmehr desjenigen für die *Lesbarkeit* eines Buches überhaupt“; oder in dem Satz mit der philosophischen Unterscheidung von Denken und Anschauen: „Das erste sind strafende Rhapsodien . . . ., aus denen sich niemand einen gesunden *Gedanken* oder irgend eine *Anschauung* nehmen *mag und kann*“ (S. 39). Diese abstrakte Redeweise herrscht durchaus in der Einleitung und in der Besprechung der *drei ersten* Bücher, während dafür das Folgende (von der Besprechung „des unglücklichen Weibes“ an, S. 39, Z. 5 v. u. „Ebenso verrückt ist die Geschichte eines unglücklichen Weibes“) deutlich Carolinens Stil zeigt. Wir brauchen zum Beweis dieser Behauptung nur einige Proben anzuführen: „Denn sie stellen nicht etwa das Bild eines weiblichen Wesens auf, das durch lockende Umgebung und gewöhnliche Schwachheit in den Irrgarten der Liebe gezogen wird, sondern eines solchen, das ganz ursprünglich dazu bestimmt ist, sich, wie die Umstände es eben wollen, mißbrauchen zu lassen; eines Röschens, das schon in der Knospe welk war . . . .“, S. 40. Oder S. 42: „Das erste ist zugleich von dem feinsten Anstande, und sowohl in diesem Betracht wie in Ansehung der ungezwungenen und gefälligen Sprache einer weiblichen Feder würdig . . . .“. Caroline gehört offenbar auch die Beurteilung der Bibliothek der Robinsone und des Romantisch-Wunderbaren, die vielleicht als Schluß der Romanrezension geplant war, aber in derselben Nummer keinen Platz mehr fand.

S. 38, Z. 15 v. o.) Der Verf. der „*Amalie Balbi*“ ist *Ignaz Ferdinand* oder, wie er sich auch nannte, *Theodor Ferdinand Kajetan* Arnold (1771—1812), Dr. der Philosophie, zugleich Advokat, Privatdozent und Universitätssekretär zu Erfurt, „der schon einige 20 grausige Spuck- und Blutgeschichten zutage gefördert hatte, obgleich er, wie er selbst sagt (*Amalie Balbi*, S. 8—21), in dem romantischen Fach oft mit herzlichem Widerwillen arbeitete“. Müller-Fraureuth, Die Ritter- und Räuberromane, 1894, S. 87. Ob „*Johanne Soutgate*“ auch von ihm ist, hat sich nicht feststellen lassen. Doch machen es die Titel der sonst von ihm bekannten Romane sehr wahrscheinlich. Der Verfasser der *silbernen Kuh* ist *Georg* (nach Meusel *Gustav*) *Teubner*, M. d. Phil. und geb. ca. 1770 in Schlitz (Goedecke, V, § 276, 10, 4). — „Das *unglückliche Weib*, ein Gemählde aus der jetzigen Welt“, dürfte auch von Teubner sein, wenn es sich auch unter den von seinen Zeitgenossen ihm sicher zugeschriebenen Werken nicht befindet.

S. 38, Z. 6 v. u. Von Johann Karl *Wetzel*, der sich auch *Wezel* und auch *Wötzel* schrieb (1765—1836, vgl. Goedecke, VI, § 298 A, 46, und Meusel, IV^5, 259), erschien im Jahre 1801 „Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach

dem Tode, eine wahre unlängst erfolgte Geschichte für jedermann zur Beherzigung und vorzüglich für Psychologen zur unparteiischen und sorgfältigen Prüfung dargestellt". Welches Aufsehen dieses Buch damals machte (vgl. Wielands Euthanasia, 1805), läßt sich am besten daran ermessen, daß im Zeitraume von kaum einem Jahr nicht weniger als vier Auflagen nötig wurden. Es entfesselte eine Flut von Entgegnungen, Nachahmungen und Parodien, über die man sich am besten in den Rezensionen der Jenaischen Literatur-Zeitung Nr. 30, 76, 1805 und Nr. 97, 1806 (von *e.* das ist Prof. *Schmid* in Jena) unterrichten kann (vgl. Goedecke, a. a. O.). Dieser Wetzel ist ebenso zu unterscheiden von *F. G. Wetzel*, 1778—1819 (der aber unter seine populär-medizinischen Werke auch den Namen *Karl Wezel* setzen ließ, und der von Franz Schultz für den Verf. der Nachtwachen gehalten wurde; Goedecke, VII, § 331, 8), wie von dem durch seinen Roman „Tobias Knaut" seinerzeit berühmt gewordenen *Johann Karl Wetzel* 1717–1819 (Goedecke, IV, 1, § 230, 22; Koberstein, IV, 168; Meusel, IV[5], 208, IX[5], 528).

S. 39, Z. 9 v. o.) Georg Teubner, siehe oben.

S. 39, Z. 22 v. o.) Nicht schlecht geraten: Teubner hatte 1803 den Versuch gemacht, in Jena Privatdozent zu werden, doch mußte er, wie Meusel erzählt, unverrichteter Sache in seine Heimat Schlitz zurückkehren.

S. 40.) Alles Romane von Teubner: „*Gott Wezels Zuchtruthe* des Menschengeschlechts eine Zugabe zu Tobias Knaut. Aus Familiennachrichten gezogen. 8. Erfurt." „*Gallopaden und Bocksprünge* auf dem Steckenpferd meiner Laune. Vom Verfasser des silbernen Kalbes". „Das *silberne Kalb* eine Zugabe zum goldenen", Erfurt 1803—1804 (das goldene Kalb ist vom Grafen von Benzel-Sternau, vgl. Caroline von Waitz, II, S. 276, siehe oben S. 55). „Gott-Wezels Zuchtruthe" wurde früher (Meusel, IV[5], 208) Joh. Karl Wetzel d. ä. (1747—1819) zugeschrieben.

(S. 40.) „*Röschens Geheimnisse*" „vom Verfasser des Guido von Sohisdom" waren in erster Auflage in Pirna 1798—1799 erschienen. Der Verf. dieses Romans und „*Weibes, wie es ist* (1800)" ist der fruchtbare und damals berühmte Schriftsteller Friedrich Gustav *Schilling* (Goedecke, V, 483). Dieses letzte Buch gehört zu der Unzahl von Romanen mit ähnlichen Titeln, die durch *den bekannten Tugendspiegel „Elisa oder das Weib wie es sein sollte*", Leipzig 1795, von Wilhelm. Caroline von Wobeser (1769—1805) hervorgerufen worden waren, und unter denen sich gar „ein Unterröckchen wie es sein sollte", 1803, findet; ja, Friedrich A. Schulze schrieb eine ganze „Familie wie sie sein sollte. Ein Roman wie er sein kann", Goedecke, § 279, 49, 13.

(S. 41.) Über *Gottlob Cramer*, einen der fruchtbarsten und beliebtesten Romanschreiber (1758—1817) vgl. Goedecke, V, 511; Appell, Ritter-, Räuber- und Schauerromantik, 1859, S. 15—34. Cramer wußte sich über schlechte Kritiken zu trösten: „Meine Romane werden, was auch immer trübsinnige, mürrische Recensenten denken und sagen mögen, nicht gelesen, sondern verschlungen, nachgedruckt und noch vielmal aufgelegt und sogar von den stolzen Britten übersetzt". Müller-Fraureuth, Räuber- und Ritterromane, S. 50ff. Er schrieb 68 Romane in weit über 100 Bänden!

(S. 41, Z. 21 v. o.) Der Verfasser hat sich nicht feststellen lassen.

(S. 41, Z. 27 v. o.) Der Arzt *Zimmermann* ist wohl der als Philosoph

und Gegner der Aufklärung bekannte Schriftsteller Johann G. Ritter v. Zimmermann (1728—1795), der Arzt Friedrich des Großen. Vgl. Koberstein, IV, 217f.

S. 41.) *F. Guillaume Ducray-Duminil* (1761—1819) war einer der anerkanntesten Romanschreiber Frankreichs. *Elmonde* ou la fille de l'hospice erschien in Paris 1804 (5 Bde. in 12). Die vorliegende Bearbeitung dürfte, dem Titel nach zu schließen, auch den Roman Coelina *ou l'enfant du mystère*, Paris 1798, benutzt haben. *Karl L. Methusalem Müller* war Advokat in Leipzig und hat sich als Übersetzer aus dem Französischen und Englischen einen Namen gemacht. Goedecke, VI, 379, 20; Meusel, Bd. V u. XB.

S. 41, Z. 10 v. u.) *Anna Radcliff*, geb. Ward (1764—1823), ist die berühmte Verfasserin englischer Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten (German horrors).

S. 42.) Die Verfasserin der „*Maria Müller*" (2. Aufl., Berlin 1799, mit Namen) ist Charl. Sophie L. von Ahlefeld, geb. v. Seebach (geb. 1787 zu Stedten bei Weimar, vgl. Meusel, X, 18; Goedecke, V, 489).

S. 42. *Fr. Jul. Reichsgraf* von *Soden*, geb. 1754, gest. 1831 in Nürnberg: Goedecke, V, 260.

S. 42, Z. 14 v. o.) Die leise Ironie auf den adeligen Stand der Verfasser läßt darauf schließen, daß Caroline beide kannte. Dies wäre zu begreifen; denn Charl. v. Ahlefeld lebte in Weimar, Graf von Soden seit 1804 in Würzburg, wo er das erste stehende Theater gegründet hat.

S. 43. Der Herausgeber *Ernst Chr. Trapp* (1745—1818) galt seiner Zeit neben Basedow als einer der bedeutendsten Theoretiker der philanthropischen Pädagogik. „Seine letzte Arbeit scheint die Herausgabe des Romans *Friederike Weiß* etc. gewesen zu sein, den Wilhelmine Antoinette von *Thielau* verfaßt hatte". Allg. deutsche Biographie, XXXVIII, 497.

S. 44.) Der „*Verfasser der grauen Mappe* aus Ewald Rinks Verlassenschaft", Berlin 1790—1794, ist Johann Chr. L. Haken (1767—1835). Als Pfarrer zu Symbow schloß er mit Schleiermacher, damals Hofprediger in Stolpe (1802), Freundschaft. Siehe Goedecke, VI, 380, Nr. 8. Der Herausgeber der *Bibl. des Romantisch-Wunderbaren* ist Chr. August Vulpius, der Schwager Goethes und der Verfasser des berühmten Räuberromans Rinaldo Rinaldini (1762—1827). Goedecke, V, 512, 42; Müller-Fraureuth, a. a. O., 77—82; Appell, 42—53.

S. 44, Z. 14 v. u.) *Campes* „Robinson der Jüngere" erschien in Hamburg 1792 — die 116. Aufl. 1894!

S. 44, Z. 8 v. u.) Daniel *Defoes* (1660—1731) Roman: The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York erschien 1719; schon 1720 die erste deutsche Übersetzung. (Vgl. Hettner, Robinson und die Robinsonaden, ein Vortrag, Berlin 1854, u. a. m.)

Anhang.

1. Die anonymen Korrespondenzen Schellings im Intelligenzblatt der neuen Jenaischen Literaturzeitung.

Als Anhang können hier zwei anonyme Korrespondenzen Platz finden, die Schelling für das Intelligenzblatt der Literatur-Zeitung geschrieben hat,

und die wenigstens nicht ohne jedes *biographische* Interesse sind. Am 20. Dezember 1804 erbot er sich, „Nachrichten über das Studienwesen in Franken und die Proceduren zur Einführung desselben zu verschaffen“ (Plitt, II, 44). Eichstädt waren solche Nachrichten nicht unwillkommen (Brief vom 30. Dezember 1804), und die von Schelling am 10. März 1806 eingesandten sind wahrscheinlich die ersten. Aber „der Ungewißheit wegen, in der damals alle Verhältnisse schwebten“, wünschte er sie schon im Brief vom 2. April 1806 (Plitt, II, 83) wieder zurückzuziehen. Doch war es zu spät; sie sind bereits im Intelligenzblatt vom 28. März 1806 abgedruckt worden.

„Einige Nachrichten über die neuesten obscurantischen Verfügungen der Regierung in Würzburg“ kündigte Schelling dann wieder in dem Brief vom 16. November (Plitt, II, 108) für das Intelligenzblatt an. Es sind offenbar die, welche in der Nr. 6 vom 19. Januar 1807 erschienen sind.[23]) Diese Veröffentlichung hatte noch ein interessantes politisches Nachspiel. Die Würzburger verlangten nämlich von der Regierung in Weimar, mit der sie gerade in diplomatischen Verhandlungen standen, daß ihr der Einsender der bewußten Nachrichten genannt werde (Brief Eichstädts an Schelling vom 6. März 1807 ungedruckt in Schellings Nachlaß). Eichstädt weigerte sich aber mit Berufung auf das Redaktionsgeheimnis ihn zu nennen und nahm alle Verantwortung auf sich. So blieb es bei einem Verweis an Eichstädt; dieser erzählt in einem Briefe an Schelling den Hergang mit gutem Humor: nach W. (Würzburg) sei rescribiert worden, „Daß der Hofr. E. als Herausgeber der Jen. A. L. Z. für dieses mit herzogl(ichen) Privilegien versehene literarische Blatt verantwortlich sei und mit seiner Verantwortung vernommen werde. — In Ahndung solcher Unvorsichtigkeit u. Ungebühr sey dem Hofr. E. als Herausgeber ein nachdrücklicher Verweis erteilt u. die ernstliche Verwarnung hinzugefügt worden bey Vermeidung schärferer Ahndung sich der Aufnahme solcher anstößiger Korrespondenzen zu enthalten.“ Alles wörtlich abgeschrieben! versichert der Briefschreiber.

Intelligenzblatt Nr. 29 (den 28. März) 1806.

Aus Br. v. Würzburg, vom 10 März. Die bekannte Uebergabe von Würzburg an den Kurfürsten von Salzburg versetzt die protestantischen Gelehrten, welche Bayern vom Auslande her in seine Dienste berufen hat, unläugbar in eine, wenigstens augenblickliche, Verlegenheit, die sie wohl nicht voraussehen konnten. Bayern hat über ihre gänzlich veränderten Verhältnisse und die daraus entspringenden Folgerungen keine Erklärung von sich gegeben. Der Grund davon mag in politischen Maßregeln und der gegenwärtigen Fluctuation liegen, wo selbst die Besitzungen der Staaten noch nicht bestimmt sind, und daher auch die Orte und Bedingungen der Versetzung dieser Männer nicht gleich bestimmt werden konnten. Es wäre ungerecht, gegen eine Regierung, die sich bisher in solchen Verfügungen immer gerecht gezeigt hat, Anderes hierüber zu vermuthen. Der öffentliche Gang der Sache war bis jetzt dieser: daß außer Hn. *Hufeland*, welcher an *Feuerbachs* Stelle nach Lands-

---

[23]) Brief vom 19. Dezember 1807 von Eichstädt an Schelling (ungedruckt): „Die Nachrichten aus Würzburg — sehr interessant — sollen künftige Woche abgedruckt werden. Nur Vossens Namen will ich weglassen.“

hut versetzt wurde, die Hn. *Stahl* und *Medicus*, welche dort die nicht besetzten Lehrstellen der Physik und Kameralwissenschaft ausfüllen sollen, ferner die Hn. *Niethammer* und *Fuchs*, die protestantischen Prediger, in ihrer Eigenschaft als Consistorialräthe zu Bamberg übertraten, indem durch den Verlust von Würzburg nur wenige protestantische Pfarreyen wegfielen, die übrigen *unbedingt überwiesen* wurden. Hierauf war feyerliche Präsentation bey dem kaiserl. Besitzergreifungs-Commiss., Hn. *von Hügel*, wobey keine Verpflichtung Statt fand. Der Anfoderung, die Vorlesungen für das nächste Semester einzuschicken, haben Folge geleistet: *Paulus*, *Martini*, *Mannert*, *von Hoven*. Bey der eigentlichen Verpflichtung fehlten, außer den bereits placirten, *Paulus*, der sich krank melden ließ, und *Schelling*. Wenige Tage darauf wurde durch den Secretär der Universität allen denen, durch die bayerische Organisation neu angestellten Professoren, welche ihre Vorlesungen eingesendet hatten, die mündliche Notiz ertheilt, daß der Hr. *von Hügel* den Druck des Lectionskatalogs zwar vorläufig genehmigt habe, jedoch diesen Lehrern über ihre künftige Bestimmung dadurch nichts zugesichert, sondern die weitere Verfügung dem neuen Gouvernement vorbehalten sey. Man ist sehr begierig auf die endliche Entwickelung dieser seltsamen Lage. Wenn keine neue Universität errichtet wird und keine neue gewonnen, was in Absicht auf Erlangen dadurch vor der Hand zweifelhaft geworden ist, daß es nicht mit dem Fürstenthum Ansbach besetzt wurde: so ist eine Zerstreuung dieser bisherigen Mitglieder der Universität Würzburg vorher zu sehen. *Mannert* soll sich erklärt haben, gern in Würzburg bleiben zu wollen. Von *Schelling* sagte man, er habe dazu eine Einladung erhalten, was sich vielleicht auf eine ausgezeichnete Aufnahme desselben von Seiten des Hn. *von Hügel* gründete; indessen hat er sich seitdem selbst aufs bestimmteste erklärt, nicht hier zu bleiben, und wird, wie man sagt, in Kurzem nach München abreisen. — In diesem Conflict der Dinge befindet sich nun die vor wenig Jahren, unter so neuen und schönen Erwartungen, begonnene Unternehmung. Eine Geschichte der Universität Würzburg unter Bayern, von unparteyischer Hand, müßte sehr interessant seyn. Zur Genüge ist es bekannt, daß sie aus sehr widersprechenden Elementen gemischt war; daß vieles Schlechte die Summe des Guten beschränkte, und besonders persönliche Verhältnisse einen sehr nachtheiligen Einfluß hatten. Dennoch aber ist mehr für das Ganze geschehen, als sich unter jenen Umständen vermuthen ließ; auch für Würzburg ging die Wirkung nicht verloren, wie die Einheimischen zum Theil anerkennen, zum Theil noch anerkennen werden.

Intelligenzblatt Nr. 6 (den 19. Januar) 1807.

(Aus Briefen v. Dec. 1806.) Die in einem Blatte des vorigen Jahrganges ertheilten Nachrichten über den jetzigen Zustand der wissenschaftlichen Anstalten in Würzburg dürften neuerdings einige Modificationen erleiden, indem die Geistlichkeit Beweise davon zu geben anfängt, daß sie gar sehr gesonnen sei, die alten Gewohnheiten zu üben, und sich des geschmälerten Reichs wiederum ganz zu bemächtigen. In kurzer Zeit wird, wenn es so fortgeht, keine Spur des glänzenden Zwischenspiels mehr vorhanden seyn, und sich nur noch im Gedächtniß mancher, wie ein erlittenes bitteres Unrecht, erhalten. Seit dem Ausbruche des Krieges sind die abgeschafften Processionen wieder

in ihre Rechte eingesetzt worden. Von einer Veränderung beim Gymnasium war schon länger die Rede, und es wurde bey der Landesdirection ein Plan dazu ausgearbeitet, dem man gern alles Gedeihen hätte wünschen mögen, in der Hoffnung, an die Stelle des bekannten Schulplans etwas wirklich besseres treten zu sehen. Indessen schien es gegen das Ende der Ferien, daß es noch sein Bewenden damit haben werde, als plötzlich am 27 Oktober von dem dirigirenden Staatsministerium der Beschluß erging, daß alle erst von Bayern angestellten Lehrer vom Amte entlassen seyen. Das Decret war an jeden einzelnen folgendermaßen ausgestellt: „Einer von dem großherzogl. dirigirenden Staatsministerium unterm 27 Oct. l. J. ergangenen Entschließung zufolge, ist nothwendig befunden worden, die gegenwärtige Einrichtung des Gymnasiums zu ändern, und mit ihr auch die darauf berechnete provisorische Anstellung des Prof. N. N. wieder aufzuheben: indessen wird dem vom Lehramte abtretenden Professor bis auf weitere Anordnung sein Gehalt provisorisch belassen. Würzburg, am 27 Oct. 1806. Großherzogl. Landesdirection." — Hiebey ist zu bemerken, daß der Rector *Klein* und Prof. *Ziegler* wirklich definitiv angestellt waren. An das Hofgericht erging ein Rescript um ein Gutachten über die Verbindlichkeit zu Auszahlung der Salarien für die dimittirten Lehrer. Diese waren: der Rector *Klein*, die Prof. *Ziegler*, *Heldmann*, *Krisan*, *Hüssemann*, *Rüger* und der Zeichenmeister *Henzig*, unter denen einige allerdings nicht zu regrettiren seyn möchten, andere aber ihre Fähigkeit auf eine sehr ausgezeichnete Weise an den Tag gelegt hatten, so daß besonders die Entlassung des Rector *Klein* eine allgemeine Klage erregte. Neu angestellt wurden vier Geistliche: Pfarrer *Neser*, der unter der bayerischen Regierung vom Gymnasium entfernt worden war, *Rutta*, *Reuß* und *Bidermann*, von deren Obscurität nichts weiter zu sagen ist, und zum Präfecten des ganzen Gymnasiums und Prof. der *Philosophie* wurde ernannt ein bereits beym Gymnasium angestellt gewesener Hr. *Blüm*, der während der bayerischen Regierung, je nachdem die Gelegenheit sich ergab, sich um verschiedentliche Professuren bey der Universität gemeldet, und, da er um die philologische nachsuchte, angeführt hatte, daß er alle Eigenschaften und Kenntnisse zu besitzen glaube, welche im Organisationsrescript als wesentlich dazu angegeben würden; da zum Vorbilde dieser Forderungen doch niemand geringeres als ein *Voß* gedient hatte. Früher hatte er sich um die mathematische Lehrstelle beworben; die Philosophie ist also jetzt das dritte Fach, worin der Mann excellirt. Man hatte ihn immer durch alle Instanzen als untüchtig zurückgewiesen; ja in einer Charakteristik, welche, noch am Tage vor der Erscheinung des Edictes, der Landesdirection, man weiß nicht zu welchem Ende, abgefodert wurde, war dieser *Blüm* als unfähig zum Lehrer der Poësie und Rhetorik, als welches er bis daher gewesen war, angegeben. Da ihm und einem Hr. *Schön* zugleich verstattet wurde, als Professoren der Philosophie bey der Universität mit zu gelten, und am Ende des Schuljahres die ausgezeichnetsten Schüler zu Doctoren der Philosophie creiren zu dürfen: so sind bereits die kräftigsten Gegenvorstellungen von Seiten der Universität gemacht worden, worin die Unfähigkeit beider gerade zu erklärt und verlangt wurde, daß ihnen bedeutet werden möchte, der Universität nicht länger mit ihren Anmaßungen lästig zu fallen. Dennoch ist es, der allgemeinen Meinung nach, der nämliche Hr. *Blüm*, der sich unter der bayerischen Regierung ohne Grund für einen Verfolgten der bischöflichen ausgab, und beym Antritt der jetzigen dieselbe

Rolle, in Bezug auf das bayerische Gouvernement, spielte, welcher jetzt am geschäftigsten war, die Veränderung hervorzubringen, die vor allen Dingen nur den Rector sprengen sollte, an dessen Stelle er gelangt ist. Alle Gutdenkenden, im Klerus sowohl, als unter dem übrigen Publicum, halten dafür, daß auf diese Art, was die Regierung, was insbesondere der mild und verständig gesinnte Minister als eine heilsame Reform intendirte, nur eine schlechte Pfaffengeschichte geworden sey. Von der Reform, so weit sie nicht persönlich ist, ist bereits so viel bekannt, daß statt 5 nun 7 Classen am Gymnasium sind, und jeder Lehrer eine Classe für sich hat, ferner: *daß jetzt weniger Stunden für die alten Sprachen festgesetzt sind, als durch die bayerischen Einrichtungen*, in manchen Classen nur die Hälfte, unerachtet man den Mangel an hinlänglichem Sprachunterricht als Hauptgrund einer nothwendigen Veränderung angeführt hatte. Die Lehrstunden sind im Ganzen vermindert worden, dagegen die Beichttäge versechsfacht, und die lange schwarze geistliche Kleidung ist den Lehrern wiederum vorgeschrieben. — Bemerkenswerth ist es, daß man auch kürzlich den noch übrigen fünf jungen Leuten, die aus dem geistlichen Seminarium gestoßen wurden, weil sie die Vorlesungen der Proff. *Paulus* und *Schelling* besucht, die Entschädigungspension, welche ihnen das bayerische Gouvernement zugestanden hatte, ohne Weiteres entzogen hat. — Die Nachwehen des so gewaltsamen Zustandes von Würzburg, besonders in Absicht der Philosophie, fangen gleichfalls an sich zu zeigen. Es war seltsam genug, daß während der bayerischen Periode die Geistlichkeit (den eben erwähnten Schritt abgerechnet) öffentlich wenigstens sich gegen die Philosophie ruhig verhielt; wenn es nicht darum geschah, weil einige Protestanten mittlerweile die Rolle der Pfaffen übernommen hatten: sodaß diese erst jetzt es wieder für nöthig halten, für sich selbst einzutreten. Hr. *Klein*, der sich um eine Stelle bey der Universität bewarb, die sein Talent und seine Wissenschaft gewiß mit Ehren ausfüllen würde, gerieth dabey, wie es scheint, von der Charybdis in die Scylla. Das Gesuch wurde nach der eingeführten Weise von der Curatel an die philosophische Facultät und an den Senat befördert. Hr. *Klein* aber ist Verfasser eines Buchs: Darstellung der Philosophie, als Wissenschaft des All etc. (Würzburg, bey Baumgärtner 1805). Das war denn freylich für gewisse Personen ein unleidlicher Umstand; die Senatssitzung über diesen Gegenstand fiel so stürmisch aus, daß man sich kaum vorstellen möchte, daß solche Scenen jetzt noch möglich wären, welche ganz an die Zeiten finsterer Verfolgungssucht erinnern. Hr. *Berg*, der in der Kirchengeschichte mit Meisterhaftigkeit die Taktik ehemaliger Zeloten zu schildern weiß, stellte das von Herrn *Klein* dargestellte System dar als das für Kirche und Staat gefährlichste Ungeheuer, las zu dem Ende abgerissene Stellen aus der Schrift des Hn. *Klein* vor, kritisirte den Titel, hob Druckfehler heraus u. s. w., auch hatte er bey sich: *Steffens* neuestes Werk: *Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft*, und las, um die Gefährlichkeit dieser Philosophie darzuthun, vorzüglich die Stellen S. 192 und 193 vor. Es ist auf jenen Blättern vom weiblichen Busen die Rede: aus Hn. *Schad's* Lebensbeschreibung ist bekannt, welche Anfechtung diesem geistigen Herrn die *beata ubera B. virginis Mariae* in mehreren kirchlichen Gesängen und Gebeten verursachten, aber gilt denn diese Noth auch für andere? — Von Hn. *Metz* (ebenfalls ein Geistlicher, und vor der bayerischen Regierung einziger Lehrer der Philosophie an der Universität) ist es besser, zu schweigen,

und nur anzuführen, daß selbst die Zuneigung der Jugend Hn. *Klein* zum Verbrechen gereichen mußte, indem die neue unlogische (d. h. den Zulauf in die gewöhnlichen Collegia über die Logik mindernde) Philosophie mit dem Leichtsinn der Jugend, nichts gründliches zu lernen, harmonire. Hr. *Oberthür* bediente sich der Religion als Schild seiner Einwendungen, indem ja nach der Ueberzeugung aller Welt diese Philosophie sie von Grund aus tilge — man solle doch froh seyn, sie so weit von der Universität weggeschafft zu haben, und sie auf keine Weise wieder Wurzel greifen lassen. So sprach der helle und wohlunterrichtete Hr. *Oberthür*, der auf seinen Reisen in das nördliche Deutschland das sanfte Licht seiner Aufklärung so weit hat leuchten lassen. Ganz anders aber der wackere *Andres*, der, gleichfalls ein Geistlicher, aber im schönen Sinn des Worts, mit Nestorischer Gewalt jenen entgegenhielt, wie man von jeher gegen die Philosophie und jeden einzelnen eminenten Philosophen das nämliche vorgebracht, und wie weder die Philosophie noch die Religion je durch einander gelitten: ganz im Geiste des allen Franken unvergeßlichen edlen *Franz Ludwig*, dessen Erklärung bey der am Reichstage movirten Frage: ob die *Kantische* Philosophie gelehrt werden dürfe, hier noch im frischen Andenken seyn sollte, da zum Theil eben diese Ankläger der späteren Philosophie beym Vortrag der *Kantischen* dadurch geschützt wurden. Das gleiche that Prof. *Behr*, der sich immer auf der Seite des Rechten und Tüchtigen zeigte; desgleichen waren die übrigen Juristen aus innerer Rechtlichkeit für das Gesuch des Hn. *Klein*, und wie zuletzt die Stimmen getheilt waren, entschied der würdige Prorector, Hr. *Kleinschrod*, für ihn durch die seinige. — Außer den Hnn. *Berg* und *Metz* fand sich auch Hr. *Rückert*, ehemals Klostergeistlicher, unaufgefordert mit einer doppelten Vorstellung bey dem Senat und dem Ministerium gegen Hn. *Klein* ein. Man erwartet mit großer Theilnahme, wie sich die Sache vollends entscheiden wird. Von der leidenschaftlosen Unparteylichkeit des Ministers ist alles Billige zu erwarten; wie weit aber eine gewisse Partey es treiben werde, ist nicht vorauszusehen, da bereits eine Äußerung fiel: wenn Hr. *Klein* auch zum Professor ernannt würde, so müßte sich doch das Vicariat dagegen auflehnen. So sollte es denn in unserem Zeitalter noch möglich seyn, daß die Geistlichkeit das Verfahren eines Regenten in seinem Staat umzustoßen oder zu verhindern hoffen dürfte, und sich eine Regierung in der Regierung anmaßte? —

2. Zwei Marienhymnen von Fichte.

Daß die beiden im Folgenden mitgeteilten Gedichte von *. aus dem Chamisso-Varnhagenschen Musenalmanach *Fichte* zum Verfasser haben (vgl. oben S. 52f.) geht zur Gewißheit aus der Stelle eines Briefes von Chamisso an Hitzig vom Herbst 1804 hervor: „Ich muß dich aufmerksam machen auf die wenigen Gedichte von *., **., ***.“ *Alle von Fichte*, setzt der Herausgeber, Hitzig, hinzu (Chamissos Werke, V, 46). Sollte man Hitzig aber den Glauben verweigern wollen, so läßt sich noch eine Äußerung von Varnhagen anführen, der als der eine der Herausgeber über die Beiträge zuverlässig unterrichtet gewesen sein muß. Dieser erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, I, 288 von den verschiedenen Mitarbeitern am zweiten Jahrgang des Musenalmanachs und schließt seine Aufzählung mit den Worten: „unseren Stolz und Ruhm aber krönte, daß *Fichte selber mit vier Gedichten* in unserer Reihe stand“. Da

zwei von diesen vier Gedichten die in den WW., Bd. VIII, 461 abgedruckten Sonette von **. und ***. sind, so können die zwei anderen nur in den beiden „Hymnen aus dem Lateinischen von *." gesucht werden. Was nun auch immer der Grund gewesen sein mag, aus dem die Herausgeber von Fichtes Werken diesen Hymnen die Aufnahme versagten — sei es ihre mangelhafte Form oder was sonst —, es ist so interessant zu sehen, wie auch der Erzprotestant Fichte seinen Zoll der katholisierenden Richtung der Romantik gezahlt hat, daß wir es nicht unterlassen möchten, diese Gedichte einem weiteren Leserkreis bekannt zu geben.

Hymnen aus dem Lateinischen (Musen-Almanach, S. 16).

1.) Auf Maria's Geburt.
O quam decora.)

Hellglänzend steigt her,
Auroren bleicht er
Dein Aufgang, du Überschwengliche;
Mond, Sonne bist du
Das Lichtreich bist du
Maria, das unvergängliche.

Ich will alleine
So deinem Scheine
Nachgehen hienieden im Flimmerlicht;
Mond, Sonne bist du,
Die Fackel bist du
Hinleitend zur Quelle von Himmellicht. —

Irrt wer in Wogen
Von Nacht umzogen
Geworfen im Kahne, dem krachenden;
Mond Sonne bist du
Der Leuchtturm bist du
Dem Segler zum Porte, dem lachenden.

Darum der Theuren
Geburt wir feiren
Wohl über den Erdkreis, den schwebenden;
Seit sie der Sfären
Gewollt entbehren
Maria, die Mutter der Lebenden.

2.) Die unbefleckte Empfängniß Maria's.
Nunquam serenior.)

Niemals erquickender,
Niemals entzückender
Föbus sich wiese;
Als da erneuet ward
Höher geweihet ward
Das Paradiese.

Wie in gedrängem Heer
Stehn in ihm eng umher
Tugenden-Blüthen;
Saugen ohn' Überdruß
Nektar vom Überfluß
Göttlicher Güten.

Dieses beladet nicht,
Innerhalb schadet nicht
Teufliche Lugsucht,
Noch der versagete
Kläglich gewagete
Biß in die Trugfrucht.

Mitten im Schwebe-Raum
Thut es den Lebebaum
Treuiglich warten:
Lebebaum Jesus ist,
Unser Herr Jesus Christ:
Gehn wir zum Garten.

Dieses verderbten nicht,
Diesem vererbten nicht
Giftige Düfte;
Nährend durchgehen es,
Klärend durchwehen es
Heilige Lüfte.

Gehn wir, er offen ist,
Kühnlich zu hoffen ist.
Sind wir da, siehe,
Dies Paradiese sieh,
Wie es sich wiese nie,
Jungfrau'n Marie.

*.



Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften

(Stiftung Heinrich Lanz)

Philosophisch-historische Klasse.

Jahrgang 1912.

1. Frank, Erich. Rezensionen über schöne Literatur von Schelling und Caroline in der Neuen Jenaischen Literatur-Zeitung. (1912, 1.) 2,— Mk.

2. Stoeckius, Hermann. Die Reiseordnung der Gesellschaft Jesu im XVI. Jahrhundert. (1912, 2.) 1,50 Mk.

C. F. Wintersche Buchdruckerei.

